



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 25.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Ein dunkler Schatten.

Erzählung

von

J. L. Reimar.

(Fortsetzung.)

Etwa eine Woche lang gingen die Sachen so hin. Anna erfuhr, so oft sie Nachfragen anstellte, daß der fremde Offizier immer noch nicht hergestellt sei, daß er aber hinreichend von seinem Burschen, der ein treuer Mensch zu sein scheine — ihr selbst war das gutmüthige Gesicht desselben einmal aufgefallen — bedient werde. Außer dem Letzteren aber, so warb ihr noch gesagt, wolle er Niemand sehen, und nur der Arzt habe mit Mühe ein- oder zweimal Zutritt zu ihm erhalten. Entzog er sich damit aber ihrem Antheil, so hatte sie diesen in desto höherem Grade dem Wirth zu zuwenden, in dessen Familie die Krankheit einen immer böseren Charakter annahm, bis Anna dann eines Tages mit der traurigen Meldung überrascht wurde, daß eines der darniederliegenden Kinder gestorben sei und an dem Aufkommen des zweiten, sowie an dem verschiedener anderen unter den Hausgenossen gezweifelt werde. Es war ihr dieß ein Aufruf, sich sofort selbst in die Unglückswohnung zu begeben, und noch keine Stunde war vergangen, so trat sie schon über die Martens'sche Schwelle.

Jammernd und wehklagend kam ihr der Wirth entgegen. Er rang fast die Hände über all' seinem Leid und fand nur seinen Trost darin, daß er dasselbe der gnädigen Frau so wortreich wie möglich schilderte.

„Um das Unglück voll zu machen,“ sagte er endlich, nachdem all' ihre sanften Einreden und Tröstungen kaum noch einen andern Erfolg gehabt hatten, als seine Klagen zu steigern, „ist mir nun auch noch der Bursche des Hauptmanns dort“ — er zeigte mit dem Daumen nach dem Zimmer des fremden Offiziers — „krank geworden! Nicht schlimm freilich — gar nicht! Er hat nur Rheumatismus oder wie sie's nennen, aber so geht's: er behauptet nun doch, er kann sich nicht rühren; und der Doktor hat auch kein Einsehen und will, daß er im Bette bleibt! Als ob wir nicht an dem Einen genug hätten, der sich hier gelegt hat! Aber daran, Gott bewahre, denkt Niemand! Wir können nun selbst sehen, wie wir uns mit dem Herrn durchschlagen!“

„Aber wie steht's denn nun eigentlich mit diesem, mit dem Herrn Hauptmann, meine ich?“ unterbrach Anna den Strom der Wehklage.

„Ei, wie's ihm geht? Schlecht natürlich!“ war die Entgegnung. „Für uns muß sich ja Alles zum Schlimmsten wenden! Der Doktor, welcher vorhin hier war, verlangt jetzt, es sollen ihm beständig Eislächer um den Kopf geschlagen werden, aber es Jemand Zeit hat, das zu thun, darnach wird mit keiner Sylbe gefragt! Denken Sie doch nur, gnädige Frau! die Leute krank oder bei der nothwendigen Arbeit — meine Frau ganz hin vor Jammer über das Kind und dazu selbst noch schwach — ich, nun ich weiß nicht einmal, wo mir

selbst der Kopf steht, wenn ich überschlage, was Alles im Hause krank ist und was gepflegt sein will!“

„Sie haben Recht, Martens!“ fiel Anna rasch ein, „hier müssen noch andere Hände helfen, und das auf der Stelle — darum trete ich selbst gleich als Pflegerin bei dem Kranken ein!“

„Wie? Sie — Sie selbst, gnädige Frau?“ fragte der Wirth erstaunt.

„Ja, ja!“ sagte Anna. „Die Dienste, welche jetzt nöthig sind, werde ich ihm leisten können, und weiteres Bedenken wäre hier schlecht am Platz — darum führen Sie mich nur rasch in sein Zimmer!“

„Aber er selbst wird vielleicht ein böses Gesicht machen, wenn Sie zu ihm kommen!“ meinte der Wirth bedenklich. „Sie wissen gar nicht, gnädige Frau, wie wunderbar und wie eigensinnig er ist!“

„Wir müssen es darauf ankommen lassen, ob er mich zurückweist!“ sagte Anna ruhig und zwang mit diesen Worten ihren Begleiter, ihr die Thür des Krankenzimmers zu öffnen.

Der Leidende mochte die Schritte der Eintretenden nicht gehört haben, denn er wandte sich nicht um; vielleicht auch waren seine augenblicklichen Schmerzen zu groß, als daß er auf irgend etwas in seiner Umgebung hätte achten können;

er lag auf seinem Lager und stöhnte, während er den Kopf wie krampfhaft mit beiden Händen gefaßt hielt.

Am liebsten hätte Anna jetzt ungesäumt und ohne sich durch ein vorgängiges Wort bemerkbar gemacht zu haben, das Amt der Pflegerin angetreten, aber die Anstandsregeln, welche sich der Wirth in seiner Praxis zurechtgestutzt hatte und die ihm offenbar vorschrieben, seinem Gast zu dem, was mit ihm geschehen sollte, den gehörigen Kommentar zu liefern, erlaubten ihm das nicht, wie Herr Martens sich denn außerdem noch sagen mochte, daß er diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen dürfe, ohne die Güte seiner Gnädigen vor dem Fremden in das richtige Licht zu stellen; ehe ihm Anna nun wehren konnte, begann er daher:

„Nun, seien Sie nur unverzagt, Herr Hauptmann, denn hier ist unsere gnädige Frau gekommen, die Sie mit ihren eigenen Händen pflegen will!“

Er hatte die Worte noch kaum ausgesprochen, als der Kranke, wie von einer elektrischen Gewalt berührt, zusammenfuhr und selbst seinen schmerzenden Kopf nicht schonte, sondern denselben nach der Seite des Redenden hin herumwarf.

„Was sagen Sie, was?“ stieß er so heftig hervor, wie es nur sein kranker Zustand erlaubte. „Wissen Sie nicht, daß Niemand zu mir soll, und am wenigsten —“

Er konnte nicht ausreden, denn mit einer raschen Bewegung war Anna nahe an sein Lager herangeraten.

„Lassen Sie es jetzt einerlei sein, Herr Hauptmann,“ sagte sie mit ihrer sanften, gelassenen Stimme, „ob wir uns kennen oder nicht! Ich bin nur hier, weil Sie krank sind, wer ich bin oder wie ich heiße, darf Sie gar nicht kümmern. Sie leiden und ich versuche, Ihre Schmerzen zu lindern, das ist Alles, was zwischen uns vorgeht.“

Eine Sekunde lang bestete er seine Blicke auf die Gestalt der jungen Frau, diese unruhigen, von der Größe seiner Qual zeugenden Blicke, und eine Sekunde lang war es auch, als wollte er noch eine Entgegnung geben, denn er hob den Kopf von seinem Kissen empor, aber er that dieß nur, um denselben in dem nächsten Augenblick mit dem Ausdruck der höchsten Erschöpfung wieder sinken zu lassen: die körperlichen Schmerzen waren zu gewaltig geworden, sie hatten ihn übermannt und zu jedem Widerstande unfähig gemacht; er mußte über sich ergehen lassen, was über ihn kommen wollte.

Stunde um Stunde brachte Anna nun an dem Lager des kranken Mannes zu, indem sie unermüdet, der Vorschrift des Arztes gemäß, die kühlenden Verbände um seine Stirn schlang, alles das aber, ohne dabei durch irgend einen Laut unterbrochen zu werden, ohne selbst ein Wort zu äußern, denn die Lippen des Hauptmanns hatten sich nicht wieder geöffnet, und sie — nun, sie war nicht gekommen, um sich mit ihm zu unterhalten, vielmehr es machte sie zufrieden, wenn er in ihr nichts sah, als eine beliebige Wärterin, nicht viel unterschieden von einer solchen, der man sonst durch Geld und gute Worte die Bezahlung zu leisten pflegt. Wirklich froh aber ward sie darüber, daß sie die Wirkung ihrer Bemühungen nicht ausbleiben sah, denn sicher ja durfte sie sich sagen, daß in dem Maße, als seine



Lady Hamilton. Nach einem Gemälde von Romney. (S. 299.)

Rüge sich beäugelten, ihr ganzer Ausdruck ein ruhigerer wurde, auch sein Leiden sich verringerte. Die peinvolle Verzerrung, welche sein Gesicht zuerst gezeigt hatte, blieb bald nicht mehr zu entdecken, und bisweilen war es schon, — sie konnte das wahrnehmen, ihn beobachten, weil er mit geschlossenen Augen lag — als glitte ein leiser, friedlicher Hauch über das Leptere hin, den sie für den Vorboten eines nahen Schlummers halten durfte, und endlich — ja endlich schlief er wirklich ein; die langsameren, tiefer gehenden Athembzüge täuschten sie nicht. Das Ziel, was nach den ihr verhin leise zugestrichelten Worten des Wirtes durch die ärztliche Verordnung hatte gewonnen werden sollen, war glücklich erreicht!

In dem Augenblick, wo sie mit sich zu Rathe ging, ob sie es wagen dürfe, den selbstgewählten Posten zu verlassen, gab ihr der Wirt von der Schwelle aus ein Zeichen, daß er sie zu sprechen wünsche, und als sie leise mit ihm vor das Zimmer getreten war, theilte er ihr mit, daß er sich nach einer Pflegerin umgesehen habe und daß nun die Schneidersche bereit sei, die gnädige Frau in ihrem Amte abzulösen und die Nacht bei dem Kranken zu wachen.

Anna nickte zufrieden; da sie die Genannte als eine zuverlässige Person kannte, durfte sie sich mit der getroffenen Einrichtung einverstanden erklären, und weil nun kein Grund mehr war, ihre eigene Anwesenheit hier zu verlängern, so nahm sie, nachdem sie sich durch einen letzten Blick von dem fortgeschritten ruhigen Schlaf des Hauptmanns überzeugt hatte, von dieser Stelle Abschied.

Der Herr Hauptmann habe zwar keine sehr üble Nacht gehabt, aber es ginge ihm darum nicht viel besser, das war der Bescheid, den Anna empfing, als sie sich am folgenden Morgen wieder in dem Hause, wo der Kranke lag, einfand, und konnte sie derselbe an sich schon nicht sehr beruhigen, so war der Nachschlaf fast noch mehr geeignet, um ihr eine peinliche Empfindung zu erregen. Herr von Bensberg habe sich ausdrücklich jeden Besuch verboten, sagte ihr Martens, und er selbst wage nun nicht, irgend Jemand, die gnädige Frau selbst nicht ausgenommen, zu ihm einzulassen, da ihn dieß sicher aufbringen würde, während der Arzt doch wiederholt befohlen habe, man solle Alles vermeiden, was ihn heftig bewegen könne.

Die junge Frau drückte die kleine Empfindlichkeit, welche sich selbst in ihrem Gemüth regen wollte, als sie diese Weisung des Kranken zum Lohn für den geleisteten Dienst hinnehmen sollte, rasch nieder — war er ja doch eben ein Kranker, mit dem man nicht rechten durfte! Nur die Frage, wer denn jetzt zur Pflege bei ihm sei, kam noch bei dem Gedanken an die Hilflosigkeit, der ihn sein eigener Starrsinn vielleicht aussetzte, über ihre Lippen. — Es ward ihr geantwortet, daß der Peter, sein Bursche, das eigene Lager verlassen und die Pflege seines Herrn wieder übernommen habe, und zur Bestätigung kam dann auch gerade in diesem Augenblick der Genannte aus dem Zimmer des Hauptmanns herausgehint — er konnte die nur halb überwundenen Schmerzen noch nicht völlig verleugnen — um der fremden Dame, deren Anwesenheit dem Kranken auf irgend eine Art kund geworden war, im Namen des Leptern für die ihm bewiesene Güte zu danken, sie aber zugleich zu bitten, sich jetzt nicht weiter seinetwegen zu bemühen, da es ihm am liebsten sei, wenn sich Niemand weiter um ihn kümmere.

Anna's leises Kopfschütteln mochte dem ehrlichen Burschen neben dem eigenen schlichten Gefühl sagen, daß seine Meldung nicht gerade den Namen einer angenehmen verdiene, denn indem er selbst etwas verlegen ausah, beeilte er sich, den treuherzigen Zusatz zu machen, die gnädige Frau müsse das nur so hinnehmen, der Herr Hauptmann sei eben zuweilen etwas wunderlich in seiner Natur, aber — und das wollte er ihr, die es ja doch gut meine, noch sagen: er selbst hinge darum doch fest an ihm, und mit der Pflege dürfe sie sich darum auf ihn verlassen.

Was blieb der jungen Frau übrig, als sich mit dem ihr gewordenen Bescheide und mit dem Vertrauen auf die Treue des Burschen, die sie nach den gelieferten Beweisen ja nicht anzweifeln durfte, zufrieden zu geben? So verließ sie denn nach einigen freundlichen Worten, die sie noch an den Leptern richtete, das Haus, freilich aber mit etwas schwerem Herzen.

Es war nur wenige Tage später, als Anna auf's Neue an der Martens'schen Wohnung vorüberkam. Daß es in derselben im Allgemeinen besser stand, hatte sie bereits auf ihrem Wege durch das Dorf erfahren, nur mit dem fremden Offizier scheine es nach wie vor nicht besonders zu stehen, war ihr gesagt worden, und so überlegte sie gerade, ob sie an Ort und Stelle noch genauere Erkundigungen einziehen solle, als sie den Burschen des Hauptmanns aus dem Hause treten und geradenwegs und eilig auf sich zukommen sah.

„Gott sei Dank, gnädige Dame,“ sagte er, „daß ich Sie gleich treffe! Ich soll Sie auffuchen und zu meinem Herrn bitten!“

„Zu Ihrem Herrn? Wünscht er mich zu sehen?“ fragte Anna überrascht.

„Ach ja,“ sagte der ehrliche Bursch mit bekümmertem Gesicht, „und ich bin bange, es ist das ein schlimmes Zeichen für ihn. Er ist ganz aus seiner Natur herausgefallen und dazu so schwach, daß es wohl kein gutes Ende nehmen kann. Erst hat er mit Gewalt schreiben wollen, und es ist doch nicht gut gegangen, er hat den Brief nur halb fertig gebracht; und dann hat er sich eine ganze Weile unruhig

umhergeworfen und ich meine beinahe zuweilen, ich höre ihn schluchzen, als wenn er ganz weich wäre. Zuletzt verlangt er auf einmal, ich solle machen, daß die Dame, welche schon einmal bei ihm gewesen sei, zu ihm komme — er wollte mit ihr sprechen. Und sehen Sie, das kann man schon begreifen,“ fügte er wie entschuldigend hinzu, „denn wenn es mit dem Menschen auf's Letzte geht, so sagt er doch am liebsten zu Jemandem von seiner Art, was er noch auf dem Herzen hat, und weil er doch nur mich und den Wirt hier hat, so —“

„Still, nur still!“ unterbrach Anna erregt die Auseinandersetzungen des einfachen Redners, „wir verlieren hier die Zeit — ich will eilen, daß ich zu Ihrem Herrn komme!“

Zwei Minuten später stand sie an dem Lager des Hauptmanns.

„Sie haben gewünscht, mich wiederzusehen?“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme, indem sie sich über ihn neigte.

„Ja, ja!“ entgegnete er, „und ich danke Ihnen, daß Sie da sind. Ihr Auge ist mild — ich habe Vertrauen zu Ihnen — Sie sollen meine Beichte hören!“

„Ihre Beichte — ich?“ sagte Anna, über die es wie ein Erschrecken kam. „Haben Sie nicht mehr Verlangen nach geistlichem Trost und Zuspruch? und soll ich nicht lieber —“

„Nein, nein!“ unterbrach der Kranke sie so heftig, wie es bei seiner schwachen Kraft möglich war, „von dem Geistlichen will ich nichts wissen. Was verstehen Sie von dem Ehrenwort eines Offiziers, von einem solchen, wie ich es schmächtig in den Mund genommen und schmächtig verlebt habe! Ihre Ohren sollen es aufnehmen, was ich sagen will, und Sie sollen es weiter fragen, dahin, wo man es versteht und wo man — wo man dann vielleicht vor meinem Namen aufsteht!“

Ein eigenthümlicher Ton drang mit den letzten Worten aus seiner Kehle, und war es ein unsäglich bitteres Auflachen, war es ein Stöhnen — Anna wußte es nicht, aber der Laut erschütterte sie, daß sie zitterte.

„Sie tragen etwas Schweres auf der Seele, Herr Hauptmann,“ sagte sie leise, aber mit angstvoller Spannung — „ist es eine Schuld?“

Er antwortete nicht gleich, die Aufregung hatte seine Kräfte erschöpft, er mußte dieselben erst wieder sammeln. In Anna's Erinnerung aber drängte sich die Weisung des Arztes, daß ihm jede Gemüthsbewegung fern zu halten sei, und die Furcht, durch ihre Frage die Leptere gar noch vermehrt zu haben, ließ sie rasch die Worte hinzusetzen:

„Was es aber auch sei: wir reden jetzt nicht davon — später, wenn Sie sich erholt haben!“

„Später!“ Er stieß nur das eine Wort hervor, aber er legte einen Hehn hinein, der deutlich sagte, er wisse wohl, wie wenig hier noch von einem „Später“ die Rede sein dürfe, und dann, als habe sie gar keine Einrede gemacht, fuhr er fort:

„Eine Schuld — ja! Und die Seele soll Luft haben! Erst aber — hier ist der Brief — ich konnte die Feder nicht mehr führen — das Geständnis ist nur halb — Sie sollen es vollenden! — Machen Sie die Aufschrift — der Tod könnte zu früh kommen.“

Er deutete mit der Hand nach einem Blatt, das auf einem neben seinem Bett stehenden Tische lag und das mit unregelmäßig gezogenen Zeilen etwa bis zur Hälfte gefüllt war.

Den Wink verstehend und ohne nur einen weiteren Blick auf die ihr kaum leserlich erscheinenden Schriftzüge zu werfen, faltete Anna das Papier zusammen und steckte dasselbe dann in ein Couvert, das von dem Diener offenbar schon für den Gebrauch seines Herrn zurechtgelegt worden war. Dann ergriff sie die Feder, welche vorhin dem Kranken gedient hatte, und schrieb, was er ihr mit zwischenbrochen stöcker Stimme diktierte. „An die Frau Geheimrathin Therese von Sölling, geborene von Radenhausen“ stand in der nächsten Minute schon auf dem Briefe. Den Namen des Wohnorts hatte er noch nicht genannt, sie wagte deshalb, nachdem sie ihren Blick einen Moment erwartend gegen ihn erhoben hatte, ihn nach diesem zu fragen.

„Ich kann ihn nicht angeben, nicht bestimmt, denn ich weiß nicht, wo Sie jetzt lebt, ob in der Residenz, ob an einem andern Ort, ich nicht, wenn Sie auch meine Cousine ist. Aber Sie sagen mir, nicht wahr, daß Sie fragen wollen, ob Sie auf Reisen oder zu Hause ist, und daß Sie ihr den Brief geben, in die eigenen Hände, sobald Sie ihr begegnen, sei's nun morgen oder über's Jahr? — Versprechen Sie es mir!“ sehte er mit fiebernder Hast hinzu, indem er nach ihrer Hand haschte wie nach einem Pfand für das geforderte Gelöbniß.

Ihre schlankte seine Rechte legte sich besänftigend auf seine zuckenden Finger.

„Ich gebe Ihnen mein heiliges Versprechen,“ sagte sie, „daß ich Ihre Botschaft ausrichten werde so oder so, morgen oder über's Jahr — wenn Sie nicht selbst bis dahin sprechen, ich solle es ansehen, als hätten Sie den Auftrag nicht gegeben!“

„Gut denn!“ sagte er kurz, aber befriedigt. „Und nun schließen Sie die Thür — sorgfältig — und dann — dann beugen Sie sich über mich, ganz dicht, denn ich muß leise reden. Niemand sonst soll meine Schmach erfahren — vor meinem Tode nicht!“

Was Anna auch empfinden mochte, es war keine Zeit, dem Kranken irgend eine Weigerung, einen Widerspruch entgegenzusetzen — sie hatte nur zu thun, was er verlangte,

und so blieb sie bei ihm, sie allein, und horchte auf die abgebrochenen Reden, die aus dem Munde des fremden Mannes kamen.

Als sie endlich — es mochte wohl eine Stunde seitdem vergangen sein — die Thür wieder öffnete, sie selbst bleich und erschüttert, war es, um Hülfe herbeizurufen, denn die Anstrengung, welche der Kranke sich auferlegt hatte, um seine Geständnisse vorzubringen, war zu groß gewesen — er lag nun in gänzlicher Erschöpfung, in geistiger und körperlicher Ohnmacht da.

Es traf sich glücklich, daß der Arzt, welcher täglich zum Besuch der Kranken aus einem nah gelegenen größern Ort herüberkam, gerade vor wenigen Minuten in dem Dorfe eingetroffen war; derselbe konnte nun rasch herbeigerufen werden, und seinen Mitteln gelang es denn auch, ein leichtes kurzes Aufklaren der versagenden Kräfte zu bewirken. Nur von eigentlichem Leben konnte kaum noch gesprochen werden, wo die seelische Thätigkeit bereits erloschen war. Die volle Befinnung nämlich gewann der Kranke nicht wieder, er delirirte oder ließ einzelne Worte hören, die in keinen Zusammenhang zu bringen waren. Seine Umgebung kannte er nicht mehr, weder den Arzt, der sich mit Sorgfalt um ihn bemühte, noch auch den treuen Burschen, welcher mit nassen Augen zu Füßen seines Lagers stand und die guten Eigenschaften seines gestrengen Herrn pries. Vielleicht aber hatte er noch ein Gefühl für die sanfte Hand, die es sich nicht nehmen ließ, bis zuletzt seine trockenen Lippen zu nessen oder kühlende Verbände auf seine Stirn zu legen, wenigstens mochte man dieß in dem Ausdruck seiner Züge lesen, der allgemach friedlicher und stiller ward. Endlich aber legte der Arzt, der wohl genauer in das Gesicht des Sterbenden geblickt hatte, als die dem Eifer ihrer Beschäftigung hingegebene junge Frau, seine Hand auf die der Lepteren.

„Hören Sie nur auf, gnädige Frau,“ sagte er ernst und leise, „er bedarf jetzt unserer Dienste und unserer Hülfe nicht mehr!“

Als sie erschrocken der Richtung seines Blickes folgte, sah sie, daß er Recht hatte: der Hauptmann war unter ihren Händen gestorben.

Die Reize, welche die beiden Freunde vor einigen Wochen miteinander angetreten hatten, näherte sich ihrem Ende; sie befanden sich wieder auf deutschem Boden und hatten gerade die Einkehr in dem Hotel einer der rheinischen Städte gehalten, die nach einem etwas anstrengenden Tage von ihnen erreicht worden war.

„So weit denn wären wir!“ sagte Dilling in heiterer Gemüthlichkeit zu seinem Begleiter, der es sich schon vor ihm in einem der weichgepolsterten Fauteuils bequem gemacht und seine Cigarre angezündet hatte, in diesem Augenblick aber etwas nachdenklich vor sich hin schaute, indem er selbst sich gleichzeitig an Wüsten's Seite niederließ. „Nun noch die Tour in's Harthol — zwei, drei Tage im Siebengebirge, und das ganze Programm ist erledigt. Wir können uns dann die Hände schütteln und einander schönstens für die gute Kameradschaft danken, meinst Du nicht?“

Wüsten fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Was wünschst Du, Dilling?“ fragte er.

„Ei, da haben wir's!“ sagte der Angeredete halb lachend und halb ärgerlich. „Wieder die alte Zerstretheit! Und ich glaube Dich so wohl kurirt von dieser ganzen trübseligen Kopfhängerei! Ich war stolz darauf, daß ich der Heimat und Deiner Frau einen ganz andern Wüsten zurückbrächte, als ich ihnen Beiden entführt hatte!“

Wüsten strich sich leicht mit der Hand über die Stirn.

„Verzeih' mir, Dilling,“ sagte er, „ich war nur für einen Augenblick abwesend, sonst — ich glaube, ich brauche es nicht erst zu versichern, daß diese Zeit, das Reisen mit seinen Eindrücken, die Art, wie wir lebten, zu einer Wohlthat für mich geworden ist!“

„Ja, ja,“ fiel Dilling lebhaft ein, „das ist's — mein Rezept hat geholfen! Du segest jetzt wieder mit frischerem Winde! Und nun laß nur gleich hören — Du weißt es, Mittheilung erleichtert das Herz — was Dir vorhin durch den Sinn fuhr!“

„Nun denn, Dilling — ich mußte an meine Frau denken,“ entgegnete Wüsten. „Du warst es selbst, der sie vor einer Weile noch nannte, und — ja, um es gerade heraus zu sagen: ich möchte jetzt die Reize beschließen und nach Hause gehen!“

„Holla — was ist das?“ rief Dilling überrascht aus. „Das geht kaum mit rechten Dingen zu, Gustav!“

Wüsten zuckte die Achseln.

„Mag sein, daß Du Dich wunderst! Indessen — was meinstest Du doch selbst zu der Stelle ihres letzten Briefes, aus dem ich Dir vorhin verlas, von ihren Worten, daß sie, um mir keine unnötige Sorge zu machen, lieber nicht von der Krankheit im Dorfe reden wollte?“

„Ich? nun, ich glaube, ich gab Deiner Frau Schuld, daß sie sich Mühe gebe, einem Diplomaten seinen Styl abzulauschen!“ sagte Dilling in guter Laune.

„Richtig!“ entgegnete Wüsten trocken. „Nun sieh, Freund, gegen diesen Vorwurf muß ich meine Frau verteidigen — Verstellung zu üben würde sie nie lernen! Aber es könnte kommen, daß sie in ihrer Vorsicht, dem Bemühen, mich zu schonen — mein Gott, wie soll ich das Ding nennen! — zu weit ginge und Thatsachen verschwiege, von denen sie hätte reden sollen. Und um es denn kurz zu machen, Dilling, Deine eigene Bemerkung hat mir den Gedanken eingegeben, daß ich wohlthun möchte, mich wieder meiner Pflichten zu erinnern. Ihr Joch läßt sich eben

nicht für immer beiseite werfen! — Vergib es mir daher, wenn ich Dir diesen Strich durch Deine Rechnung ziehe!"

"Vergeben nur soll ich Dir das?" rief Dilling lebhaft aus. "Umarinen, Freund, will ich Dich dafür, wenn es Dich drängt, zu Deiner Frau zu kommen!"

"Ala," entgegnete Wüsten mit einem Lächeln, "bläst der Wind wieder einmal von der Seite? Es ist auch wirklich Zeit, wieder von Anna zu reden, denn ich glaube wahrhaftig, Du hast mir heute noch kein einziges Mal verkündet, daß Du, wenn Du Dich nicht in den eigenen Ehebanden ganz behaglich fühltest, sicher versuchen würdest, mir meine Frau abspenstig zu machen."

"Das würde ich thun!" rief Dilling aus, "und da Du mich selbst darauf bringst, so will ich es auf's Neue sagen, daß Deine Frau ein Engel ist, Gustav!"

"Gewiß!" sagte Wüsten gelassen, "ich habe die Lektion so oft gehört, daß ich sie jetzt nahezu auswendig weiß!"

"Gustav," fuhr Dilling auf, "ich habe früher nie Dein Temperament befehlen, aber nun ist mir's, als sollte ich Dir Feuer in die Adern jagen!"

"Sei nicht närrisch, Dilling," sagte Wüsten, der jetzt anfangs, ganz leise die Stirn zu runzeln, "was ich an meiner Frau bester, weiß ich, aber soll ich etwa noch einmal die Liebeshörheiten eines Jünglings durchmachen?"

"Oho, ich sehe Dich schon recht gern thöricht," erwiderte der Freund, "wenn ich daneben nur die Beruhigung hätte, daß Dich gerade diese Thorheit allein recht zufrieden machte, statt dessen aber —"

Er konnte nicht ausreden, denn Gustav fiel ihm in's Wort; derselbe hatte seine Cigarre fortgeworfen und auf seinem Gesichte war ein anderer Ausdruck hervorgetreten.

"Laß das jetzt gut sein, Dilling," sagte er, "oder vielmehr — wir haben bis so weit in halbem Scherz geredet! Der Sache mag nun ihr volles Recht werden, und das liegt nicht im Scherz, sondern im Ernst! — Daß Du mein Freund bist, habe ich in dieser Zeit empfunden — und so mag denn in dieser Stunde über meine Lippen kommen, von dem zu reden mir bisher eine Unmöglichkeit schien. Dilling, es ist nicht zufällig, daß mir jenes Temperament, wie Du es nennst, verloren gegangen ist — als ein Gift ist etwas in mein Leben gekommen und hat sich in dasselbe eingefressen!"

"O, ich habe das erkannt," rief Dilling, "Du selbst deutetest es an; aber wie war es nur möglich, daß Du Dir die Untreue oder Schlechtigkeit eines Freundes so zu Herzen nehmen konntest?"

Wüsten schüttelte den Kopf.

"Du bist im Irrthum — ein Freund hat nicht an mir gefündigt — im Gegentheil: einem Freunde hab' ich es zu danken, seinem Dazwischentreten, daß wenigstens die Ehre gewahrt bleiben konnte, als das Glück, das Glück des Herzens, für alle Zeit zu Grunde ging."

"Um Gottes willen, Gustav, nimm das zurück!" rief Dilling erschrocken aus. "Ich kann es nicht hören, daß jetzt noch ein Weib, das nicht das Deine ist, Deine Seele beherrscht! Sprich es nicht aus, daß eine Andere Deine Liebe besitzt — so wahr ich Dein Freund bin — ich könnte Dir das nicht verzeihen!"

Wüsten hatte rasch die Hand erhoben.

"Still, Freund, entweiche das Wort Liebe nicht, und tritt auch mir nicht zu nahe, indem Du glaubst, ich könne noch ein anderes Gefühl als das des Hasses oder der Verachtung für ein Wesen haben, welches so tief gesunken ist, daß es nicht gut genug blieb für die Reizung eines ehrlichen Mannes!"

Seine Stimme, die zuerst ziemlich gelassen gewesen war, hatte sich während jener wenigen Worte so verändert, daß sie jetzt in Aufregung bebte, und ebenso zitterten die Lippen, die sich nun dicht zusammenpreßten, nachdem sie diesen Theil des langbewahrten Geheimnisses kund gegeben hatten.

"Gustav," rief aber Dilling in kaum schon gemindertem Schrecken, "von welcher Frau redest Du, wer hat Dich betrogen?"

Wüsten warf sich mit der Hand über Stirn und Augen gefahren; jetzt stützte er seinen Kopf auf den Arm.

"Laß sein, Freund! An mir ist es nicht, ihre Schmach weiter aufzudecken, darum mag der Name ungenannt bleiben."

"Aber Der, um welchen sie Dich verrieth — ihr Verderber: behielt er die Beute, die er Dir abgejagt hatte?" fragte Dilling schnell.

Wüsten lachte kurz und bitter auf.

"O, auf das Behalten war es wohl nicht abgesehen! Für ihn war es genug, daß er sich einen Augenblick lang als Sieger fühlen durfte."

"Ala!" sagte Dilling mit dem Ausdruck rasch gewonnenen Verständnisses, "ich glaube, ich habe jetzt die richtige Bitterung! Wie es damals an dem **schen Hofe herging oder vielmehr, welches die Sitten einzelner Persönlichkeiten waren, ist mir nicht unbekannt geblieben! Vor Allem denke ich hier an einen gewissen schönen, aber leichtfertigen Herrn! — und darum verstehe ich auch," fuhr er etwas langsamer fort, "weßhalb Du jenen Nebenbuhler nicht zur Rechenschaft ziehen konntest."

Wüsten fuhr rasch empor.

"Du irrst, durch seinen Rang hätte ich den Prinzen Alexander — und warum soll ich es leugnen, daß ich es mit ihm zu thun hatte? — nicht gedeckt gehalten! Was mich abhielt, Genugthuung von ihm zu fordern, war eine Art Gerechtigkeitsgefühl, das mir trotz allem Uebrigen nicht ganz verloren gegangen war. Es war ihm wirklich nicht

bewußt gewesen, in welchem Verhältniß ich zu der Dame, um die es sich handelte, stand, daß sie die Meine geworden sein würde, wenn — nun wenn er mir nicht den Beweis vor Augen gebracht hätte, daß sie ihre Sprödigkeit ihm gegenüber willig genug vergessen hatte. — Wäre es nun nicht toll gewesen, es ihn mit seinem Blute bezahlen zu lassen, daß ich durch ihn vor einer solchen Verbindung bewahrt geblieben war? — Das Einzige, was meine Wuth auch gegen ihn erregte, was mich beinahe dazu geführt hätte, ihn zu fordern, war, daß er hernach, als ihm meine Stellung zu der Sache klar ward, versuchen wollte, mit frivoler Leichtigkeit über dieselbe hinwegzugleiten, mir das Mädchen in großmüthiger Laune gleichsam abzutreten. Hat mein Blut je gekocht, so war es, als man mir die Schmach zumuthete, jetzt noch zu ihr zurückzukehren!"

Dilling nickte nur, als halte er diese Aeußerung des Freundes für eine selbstverständliche, dann aber drängte er: "Erzähle weiter, Gustav! Gib mir auch das Ende Deiner Geschichte!"

"Das Ende — nun das ist leicht berichtet!" entgegnete Wüsten fast kalt. "Mit dem Prinzen war ich ja fertig — er fand auch seinen Tod kaum ein Vierteljahr später in Paris."

"Im Duell mit einem französischen Comte, nicht wahr, der die prinziplichen Galanterieen gegen seine Gemahlin übelgenommen hatte?" fragte Dilling.

"Man sagt so," war Wüsten's Entgegnung. "Genaueres habe ich nicht erfahren, sein Schicksal war mir aber auch nahezu gleichgültig geworden — fast so gleichgültig wie das der großen Welt überhaupt, der ich gleich nach jenem Ereigniß den Rücken gewandt hatte."

"Um — so!" sagte Dilling nachdenkend — "ich verstehe es jetzt: die Gesellschaft blieb für Dich der Kelch, aus dem Du einmal Galle getrunken hast! — Nun aber zum Schluß: jene Dame — was ward aus ihr?"

In einer halb zornigen, halb verächtlichen Aufwallung warf Wüsten den Kopf empor.

"Nun, die Frage ist wohl überflüssig, Dilling! Sie gehörte ja vollständig jenem Kreise an, den ich verließ — sie blieb in ihm und hat sich hernach vornehm verheirathet."

"Aber Deine eigene Auseinandersetzung mit ihr?" forschte Dilling beharrlich weiter.

Einen Moment lang biß Wüsten die Lippen zusammen, dann aber sagte er doch:

"Um Dir genugsam zu thun, so viel, daß ich noch eine kurze Begegnung mit ihr hatte. Ich dachte, es würde sie zerschmettern, wenn ich ihr nur andeutete, daß ich um ihr Verhältniß zu dem Prinzen wüßte. Statt dessen erhob sie stolz ihr Haupt und wagte mir den Vorwurf tödlicher Beleidigung entgegenzuschleudern. Es war vielleicht ihr Meisterstück in der Verstellung, und vielleicht auch hätte sie mich mit dieser Kunst noch einmal berückt, wenn nicht — nun, wenn nicht von anderer Seite her dafür gesorgt gewesen wäre — ich wies schon darauf hin — daß mir keine weitere Frage, kein Zweifel an ihrer Schuld übrig blieb. So gab es nur noch Worte zwischen uns, wie sie eben bitterer und flammender Zorn eingaben, und dann natürlich war Alles zu Ende."

Wüsten hatte, noch während er die letzten Worte sprach, sein Tuch hervorgezogen und sich die Stirn getrocknet; nun stand er auf und machte ein paar hastige Gänge durch's Zimmer, um dann vor dem Freunde stehen zu bleiben und mit einer Stimme, in der die Erregung noch nachjitterte, zu fragen:

"Begreifst Du nun, daß ich nach solchen Erfahrungen verbittert werden konnte, daß mir das Leben schal und nichtsbedeutend erscheinen mußte?"

Daß Dilling dem Freunde mit großer Spannung zugehört hatte, war immer zu erkennen gewesen, und ebenso hatte man aufrichtige Theilnahme für den Letzteren auf seinem Gesichte lesen können; dennoch schüttelte er jetzt, als jene Frage an ihn gerichtet ward, nach nur kurzem Nachdenken den Kopf.

"Verstanden habe ich Vieles, Gustav," sagte er mit entschobenem Ton, "in der Hauptsache nun aber verstehe ich Dich nicht."

"Wie?" fragte Wüsten verwundert. "Was nennst Du hier die Hauptsache?"

"Ei denn," versetzte Dilling, "um es klar und bündig zu sagen: das Wichtigste ist immer die Gegenwart, und es kommt deshalb darauf an, wie wir uns in Glück und Unglück mit ihr abfinden. Nun frage ich aber: ist noch gesunder Sinn darin, wenn Du Dich viel darum grämst, daß Dich vor Zeiten einmal ein Weib hintergangen hat, das Du — es war dieß Dein eigenes, ausdrückliches Wort, Gustav! — nicht mehr liebst, anstatt es anzuerkennen, daß das Schicksal die einstige Unbill doppelt und dreifach an Dir wieder gut gemacht hat?"

"Das gehört nicht hieher, Dilling!" rief Wüsten etwas schroff aus und wandte sich kurz ab. Schon in der nächsten Sekunde jedoch näherte er sich wieder dem Freunde und bot ihm die Hand.

"Du meinst es gut!" sagte er. "Wie ich das weiß, so erkenne ich auch die Lehre an, die Du mir hast geben wollen, indessen — mag immerhin ein Wurm in der herberdischen Frucht gewesen sein — daß sie einmal den Sinn berückt hat, vergißt sich nicht so leicht wieder!"

Dilling schüttelte den Kopf.

"Das sind Phantasieen, Freund, für die ich kein Verhältniß habe! Nichtern gesprochen, aber zugleich bei

Deinem Bild geblieben, es gehört eine besondere Verstimmung dazu, um neben gesundem, edlem Obst an warmstichige Früchte nur noch denken zu mögen! Und von dieser Verstimmung sind, so Gott will, Deine Nerven nun für alle Zeit frei geworden, denke ich!"

Wüsten's Brust hob und senkte sich unter ein paar tiefen Athemzügen und zugleich hellten sich seine Blicke auf.

"Das waren gute Worte, Dilling, und ich danke Dir! — Ich selbst glaube jetzt, daß ich Vieles mit einem krankhaften Blick, angeschaut habe und gebe mich gern dem Gefühl hin, daß ich als ein Gensender in das Leben zurückkehre."

"Gottlob!" rief Dilling herzlich, "so weit wollte ich Dich bringen; nun gebe ich Dich ruhig Deinen Penaten wieder!"

Seine Hand, die einen Augenblick auf des Freundes Schulter geruht hatte, griff jetzt zum Glase.

"Stoß mit mir an, Gustav, auf eine fröhliche Zukunft; und dann leere Deinen Becher auf das Wohl Anna's, Deiner Frau!"

"Wüßte ich doch, daß sie in Deinem Trinkspruch nicht fehlen durfte!" sagte Wüsten lächelnd. "Es mag aber sein und seinerzeit soll Anna erfahren, wer ihr Freund war und wem sie es zu danken hat, daß ich mit wärmerem Pulschlage zu ihr zurückkehre!"

Unter hellem, klingendem Ton stießen die Gläser der beiden Freunde aneinander.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hauskeller und seine Ansprüche.

Unter den verschiedenen Arten von Kellern, wie Eiskeller, Weinkeller, Bierkeller, Gähkeller, Milchkeller u. s. w., soll im Folgenden von einem solchen geredet werden, welcher nicht einem einzelnen Zweck dient, sondern welcher Alles in Allem ist, nämlich vom Hauskeller. Er hat seinen Namen weniger von seiner Lage, als vielmehr von seinem Zweck: er dient dem Haus, der Familie als ein Raum zur Aufbewahrung von Getränken, Gemüsen, Obst, Milch u. s. w. Damit er bequem benützt werden kann, hat er seine Lage gewöhnlich unter dem Wohnhaus.

Wir leben in einem Land, in welchem für die Aufbewahrung der flüssigen und festen, dabei aber fastigen Nahrungsmittel der Winter zu kalt und der Sommer zu warm ist. Und wie wir im Winter nicht ohne eine Stube, in welcher ein Ofen steht, sein können, so im Winter und Sommer nicht ohne einen Keller, einen Raum, der nicht durch uns erwärmt wird, sondern der seine Wärme der Erde verdankt, der Erde, welche in ihrem Innern eine große Menge von Wärme birgt, oder in der die Wärme nach unten beständig zunimmt. So haben wir gehört, daß die Wärme im St. Gotthard-Tunnel so bedeutend sei, daß viele der Arbeiter darunter zu leiden hatten, krank wurden und mehrere in Folge dessen gestorben sind.

Da wir die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters als Feinde des Kellers ansehen müssen, so handelt es sich darum, den Keller durch seine Lage unter dem Haus oder im Boden und durch seine Umfassungsmauern so herzustellen, daß in ihm eine ziemlich gleichmäßige Temperatur herrscht.

1) Zu diesem Zweck muß er so tief im Boden liegen, daß der Wechsel der äußeren Temperatur keinen großen Einfluß auf ihn ausüben kann. Denn je tiefer der Hauskeller ist, desto mehr entspricht er seinem Zweck. Beim Graben eines neuen Kellers scheue man die Kosten nicht, die es macht, wenn man statt der angenommenen gewöhnlichen Tiefe noch 20 oder 30 Centimeter tiefer geht; die Mehrauslagen werden später hundertfach ersetzt. Ebenso notwendig ist es, die Umfassungsmauern gut aufzuführen, wenn der Keller nicht in Felsen eingehauen ist. Treten die Umfassungsmauern des Kellers über das Erdreich heraus, so müssen sie nicht bloß stark sein, sondern es muß auch außen oder innen durch Anschlag von Erde oder auf irgend eine andere Weise durch einen schlechten Wärmeleiter dem Ein- und Ausströmen von Wärme und Kälte gesteuert werden. Ist der Eingang in den Keller im Freien, so ist die nach Osten oder Westen gehende Richtung jeder andern vorzuziehen; der nach Süden gehende Eingang ist im Sommer, der nach Norden gehende im Winter unbedeutend, weil Wärme und Kälte zu sehr auf den Keller einwirken können. Ein solcher vom Freien, oder vom Hof, oder von der Straße in den Keller führende Eingang muß neben der äußeren Thüre, die den Haupteingang bildet, noch eine innere, zweite haben, damit im Winter und Sommer beim Eintreten in den Keller immer eine geschlossene gehalten werden kann. Als strenge Regel beim Besuch des Kellers gilt, daß Niemand sich im Keller aufhalten darf, der nicht wenigstens eine der beiden Thüren geschlossen hat, und daß beim Verlassen des Kellers beide Thüren geschlossen werden müssen. Denn die Natur sucht so schnell als möglich einen Ausgleich zwischen zwei Räumen, die nicht die gleiche Temperatur haben, herzustellen, was wir an dem Luftzug eines geöffneten Fensters oder einer geöffneten Stubenthüre wahrnehmen können. Stehen die Kellertüren im warmen Sommer oder im kalten Winter offen, so entsteht ein Luftzug, der dem Keller nicht zum Vortheil dient. Sind Arbeiten in dem Keller vorzunehmen, welche das vollständige Öffnen der Thüren bedingen, wie z. B. das Aus- oder Einbringen von großen Fässern, so geschieht dieß am besten im Sommer in der Morgen- oder Abendkühle, im Winter zur Mittagszeit oder an milden Tagen.

2) Außer dem Kellerthor und der Kellertüre hat jeder Keller noch zwei andere Arten von Oeffnungen nach außen, die eine für das Wasser, die andere für Luft und Licht. Alle Keller, welche nicht auf aufgestülptem oder auf sehr durchlässigem Grunde gegründet sind, müssen entweder eine Wasserdohle haben, die das im Keller sich sammelnde oder durch die Seitenwände hereindringende Wasser ableiten, oder eine Senkgrube, in der sich das Wasser sammeln und von der es nach außen geschafft werden kann.

Zum Einströmen von Luft und Licht sind die Kellerefenster oder sogenannten Kellerröcher durch sie hat es der Mensch in der Hand, die Lüftung des Kellers vorzunehmen. Wie Wohn- und Schlafzimmer gehörig ausgelüftet werden müssen, so auch der Keller. Man darf nicht glauben, weil es in ihm dunkler ist als in den Wohnräumen, so bedürfte er keiner frischen Luft. Weil

Aus den Oelregionen in Pennsylvanien.

I.



Der Wagen mit der Sprengmaschine.

Neben dem Leuchtgas dient in unserer Zeit als hauptsächlichstes Beleuchtungsmaterial das Petroleum (Erdöl, Bergöl, Steinöl oder Naphtha), ein von der Natur bereitetes Gemisch verschiedener flüssiger Kohlenwasserstoffe. Es wird allgemein als Verfeinerungsprodukt organischer Substanzen betrachtet, jedenfalls deutet sein hoher Procentgehalt an Wasserstoff auf eine Entstehung bei weit niedrigerer Temperatur als die, bei welcher sich die Theeröle bilden.

Petroleum findet sich stets in der Nachbarschaft vulkanischer Bergketten; gewöhnlich wird es nach seiner Entstehung in seinen Eigenschaften noch durch mancherlei Einflüsse verändert, z. B. durch



Sonntagmorgen.

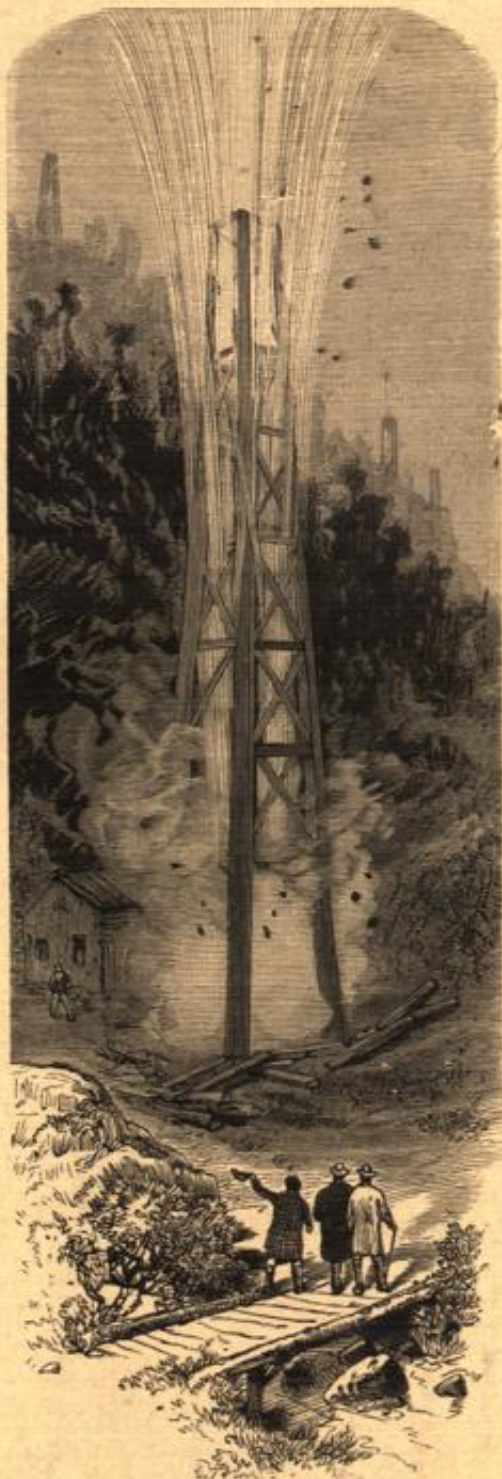
theilweise Destillation. Petroleumlager sind stets von Salzwasser oder Steinsalz begleitet. Oft, und namentlich wenn die Lager zwischen harten und kompakten Felsen liegen, ist das Steinöl von Gasen begleitet, besonders Wasserstoff, Schwefelwasserstoff, Kohlenwasserstoffe u. s. w.

Erdöl kommt fast in der ganzen Welt vor, in allen Formationen, von der untersten bis zur tertiären. In Europa, besonders in Galizien, am Nordabhang des Gebirges zwischen den eocänen Karpathenlandsteinen und den Tertiärschichten, dann auch in Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, in der Walachei, in England, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, in Neuengland,



Eine Petroleum-Öl-Lampe.

(Schweiz), im Elß, in Bayern, Hannover, Braunschweig — hier überall aber nur in geringerer Menge. Die Erdölquelle bei Tegernsee ist nach v. Kobell schon seit 1430 bekannt und soll jährlich gegen 40 Liter Oel liefern. Viel bedeutender ist das Vorkommen am kaspischen Meer, Tschelkan, Apscheron mit den „heiligen Feuer“ von Baku, die namentlich seit dem Jahr 1873 zur schwunghaften Fabrikation von Photogen u. A. durch die Firma Kokerow dienen; dann bei Rangoon in Indien. Auch das todtte Meer, der indische Archipel und China besitzen Petroleum, ebenso Afrika. Am reichsten daran ist jedoch Amerika, von der Halbinsel der großen Seen in Kanada auf einem meilenbreiten Strich durch die Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio, Kentucky bis Tennessee, Georgia und Alabama. Das kanadische Erdöl durchdringt die Kalksteine der silurischen und devonischen Schichten, das in Pennsylvanien und den Nachbarstaaten einen lockern Sandstein der oberen devonischen Schicht, auch fällt es unterirdische Räume und Klüfte. Auch Kalifornien, Central- und Südamerika (Peru, Argentina, Bolivien), Westindien und Australien haben Petroleum. Aber Amerika bleibt der Hauptlieferant dieses Beleuchtungsmaterials, und unsere heutige Illustration



Öffnen der Oelquelle.

führt uns nach einem der jetzigen Hauptplätze der Petroleumgewinnung, in das Tunalthal in Pennsylvanien.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man achtlos an diesen natürlichen Quellen enormen Reichthums vorüberging. Bekannt war das Steinöl (in Amerika, seinem ersten Fundorte am Senecafluß, Senecaöl genannt) schon seit geraumer Zeit. Man bemerkte auf den Wasserläufen schwimmendes Oel und in ruhigen, abgelegenen Sümpfen hatte man dasselbe in reichlichen Ansammlungen aufgefunden. An einzelnen Stellen entwich das Steinöl sogar mit großen Mengen entzündlichen Gases, und hier versuchten die „Oelbohrer“ zuerst ihr Glück. Erst im Jahr 1854 fing man an, das Oel zur Beleuchtung zu verwenden. Aber die rohe, nicht raffinierte Substanz, die man in den alten Rüböllampen zu brennen versuchte, explodirte aller Orten auf das Heftigste, doch bald wurde dieser Uebelstand durch das Raffiniren gehoben, und nun konnte die primitive Ansammlungsmethode des Oels dem Bedarfe nicht mehr genügen. 1858 trat die erste Aktiengesellschaft behufs Bohrungen an hartem Gestein zusammen und gewann ihren sofort reichlich fließenden Brunnen an den Ufern des Oil-Creek, wo bald die Oil-City entstand, die einen gewaltigen Handel in diesem neuen Industriezweig betrieb. Bald spannte sich das Netz der Atlantic- und Great-Western-Bahn bis hieher, und nun



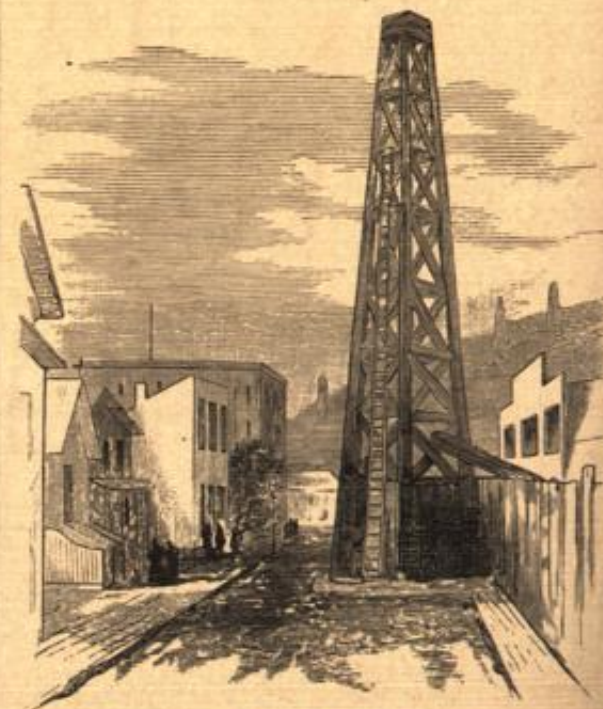
Das Hinablassen der Sprengpatrone.

entwickelte sich im Jahr 1861 jenes tolle Treiben, das sich in Spekulation, Spiel, Wetten und sinnlosem Vergeuden des schnell erworbenen Reichthums kundgab. Zu dem Gold- und Diamantenfieber kam das Oelfieber, als Einzelne gewissermaßen im Schlaf zu Millionären geworden waren, denn je mehr man nach Quellen bohrte, desto reichlicher gab der Boden seine so lange gehüteten Schätze her. Zu den „Zuckergrafen“ und „Baumwollbaronen“ gesellten sich als Dritte im Bunde die „Oelbarone“. 1864 wurde in Petrola-City die Vereinigte Staaten-Quelle eröffnet, die täglich einen Ertrag von über 7000 Barrells ergab. 1867 war Warren in Warren-County die wichtigste Petroleumstadt, deren Umgegend täglich etwa 24,000 Barrells lieferte.



Samstagsnachmittags-Regen.

Pennsylvanien besaß im Februar 1878 in seinen schnell nach einander aufgefundenen verschiedenen Oelregionen bereits 8725 ergiebige Quellen und führte im genannten Jahre über 5 Millionen Barrells (Faß zu je 3 1/2 bis 3 3/4 Centner Gehalt) Oel aus. Gegenwärtig konzentriert sich das Hauptinteresse des Handels mit Petroleum in Bradford, Wayne-County, Pennsylvanien, und es gibt für Reisende kaum einen interessanteren Ort, der eines Besuchs werth ist. Hier ist Oel der König! Ueberall, auf allen Seiten Oel, bei jedem Schritte stolpert man über irgend einen mit dem Oel in Verbindung stehenden Gegenstand.



Eine Straße in Bradford.



Cromwell vor dem Bildniß Karl's I. Nach einem Gemälde von J. Schröder. (S. 299.)

(Fortsetzung von Seite 291.)

in dieser Beziehung so mancher Fehler gemacht wird, so müssen wir über das Lüften der Keller noch ein weiteres Wort reden.

3) Die Anforderungen, die man an einen guten Keller nach der allgemeinen Ansicht stellt, sind im Sommer andere als im Winter. Im Sommer soll er recht kühl, im Winter recht warm sein. Und wenn jemand seinen Keller loben will, so sagt er im Sommer: „Ich habe einen kalten Keller,“ und im Winter: „Ich habe einen warmen Keller.“ Diese Anforderungen haben zur Folge, daß wir nicht nur im Winter, sondern aus lauter Knechtlichkeit und Unkenntnis auch schon im Herbst und noch im Frühling die Luftlöcher und Zugänge zu den Kellerräumen sorgfältig verschließen, damit ja kein Lüftchen eindringen kann; ja, es kam so weit führen, daß im Laufe des langen Winters gar nie oder sehr selten die Strohp- und Dungpolster, welche die Kellereingänge und Kellerlöcher verschließen, entfernt werden, um eine Lüftung vorzunehmen.

4) Der Hauskeller dient zur Aufbewahrung von Lebensmitteln für Menschen, mitunter auch für Tiere (Kunstkräben), zur Aufbewahrung von Getränken, Obst, Kartoffeln u. s. w. Warum bringen wir diese Nahrungsmittel in den Keller? Damit sie sich recht lange halten und daß die Feinde, die sich hinter diese Stoffe machen, fern bleiben. Diese Feinde sind Kälte, Wärme, zu große Feuchtigkeit, Schimmelpilze, Fäulnis, Verwesung. Von diesen sechs Feinden steht der erste, die Kälte, für sich, die fünf anderen aber sind Bettern und treten gewöhnlich im Bund miteinander auf. Und wenn wir den Schaden, der in unseren Kellern durch Kälte entsteht, vergleichen mit dem Schaden, der durch die anderen fünf Feinde anrichtet wird, so ist der erste äußerst klein im Vergleich zum letzten. Es kommt selten vor in einem Winter, daß es heißt: „Heute Nacht hat die Kälte in meinem Keller sehr geschadet.“ Es kann doch nur dann sein, wenn die Kälte recht auffallend groß ist, wie im Winter 1879/80, oder wenn die Verschlusmittel der Kellereingänge schlecht sind und der Hausbesitzer gleichgültig ist. Wie oft hört man aber die gegenteiligen Klagen: „In meinem Keller will das Getranke nicht halten.“ — „Die Kartoffeln, Äpfel, Rüben faulen bei mir im Keller stark und schnell.“ — „Die Kartoffeln wachsen aus.“ — „Die Fässer und die anderen Geschirre in meinem Keller laufen stark an, werden sporig und schimmelig.“ Und was dergleichen Redensarten mehr sind. In den meisten Fällen ist nicht die Bauart und die Lage des Kellers schuld an diesen Klagen, sondern eine zu große Wärme, eine zu große Feuchtigkeit, eine schlechte, dumpfe Luft, die in dem Keller herrscht.

5) Diese schlechten Zustände haben eine nachteilige Einwirkung auf das Getranke, sie bringen die Schimmelpilze (ähnliche wie auf dem schimmeligen Brod) zum üppigen Wachstum, sie setzen die Kartoffelkrankheit trotz der sorgfältigen Auslese, die man vorher gehalten hat, fort. Das hat sich im Herbst 1873 gezeigt. Die Monate Oktober und November waren in diesem Jahre bedeutend wärmer als im Jahr 1874. Was war die Folge? Daß die Kartoffelkrankheit im Herbst 1873 sich im Keller auffallend stark zeigte und viele der Kartoffeln in Fäulnis übergingen.

Halten wir die Kellerräume recht warm oder zu warm, so thun wir den Schimmelpilzen den größten Gefallen und fügen unseren Nahrungsmitteln den größten Schaden zu. Und trotzdem gibt es Leute, die im Herbst bei kühlen Nächten nicht rasch genug eilen können, ihre Kellerlöcher zu verschließen, damit es ja recht warm in ihren Kellern bleibt, damit ja nicht die kühle und wohlthätige Luft der Nacht einströmen kann.

6) So sehr man sich auch Mühe geben mag, eine gleichmäßige Temperatur im Sommer und Winter im Keller herzustellen, so ist in Wirklichkeit doch ein Unterschied. Im Winter 1879/80 stand in einem Keller, der zu den besseren gehört, das Thermometer von Anfang Dezember bis Mitte Februar auf 1° R., im Sommer 1880 auf 8–10° R. Diese Differenz ist freilich groß; sie ist bedingt durch den sehr kalten Winter, welcher die Temperatur auch in tiefen Kellern bedeutend herabstimmte. Die geeignete Temperatur soll im Sommer höchstens 9–13° R., im Winter 5–6° R. sein.

7) Unser Gefühl ist zur Bestimmung der Kellertemperatur nicht zu gebrauchen, weil es durch die Jahreszeit und die im Freien sich zeigende Temperatur zu sehr beeinflusst ist. Wir sind einer Menge Gefühlsäußerungen unterworfen, wir halten den Keller im Sommer für kalt, im Winter für warm, obgleich im Sommer das Thermometer 6° R. mehr zeigt als im Winter. Es ist deshalb für einen Hauskeller von Werth, ein Thermometer in demselben zu haben, damit man zu jeder Zeit ganz genau vom Stand der Wärme unterrichtet ist.

8) Im Allgemeinen lassen sich für die Herstellung einer gleichmäßigen Temperatur und für eine sorgfältige Lüftung folgende Regeln aufstellen:

a. Die Kellerlöcher und Kellereingänge sind an den warmen Sommertagen, auch an warmen Frühling- und Herbsttagen zu verschließen, damit die Wärme nicht eindringen kann.

b. Im Herbst und Frühling, mitunter auch im Winter, sind die Kellerlöcher, namentlich bei Nacht, so lange offen zu lassen, bis die Temperatur außerhalb des Kellers mehrere Grade unter Null herabsinkt. Die Temperatur im Keller ist immerhin noch über Null.

c. Ist der Keller tief, so dürfen die Kältegrade noch höher sein, bis eine Vorsichtsmaßregel notwendig ist.

d. Sind im Herbst und im Frühling die Tage warm und die Nächte kühl, so schließt man die Kellerläden bei Tag und öffnet sie bei Nacht.

e. Trifft im Herbst oder Frühling ein kalter Nord- oder Ostwind, der Eisbildung zur Folge hat, von einer Seite den Keller, so sind die Öffnungen auf dieser Seite zu verschließen, auf der entgegengesetzten Seite aber, wo die Kälte nicht so groß ist, offen zu lassen.

f. Treten im Laufe des Winters milde Tage oder Tage mit unbedeutender Kälte ein, so sind die Kellerlöcher zu öffnen, damit eine frische Luft ein- und die dumpfe und feuchte austreten kann.

g. In recht kalten Wintertagen ist Alles sorgfältig zu verschließen und sind die Kellereingänge, namentlich bei niederen Kellern, mit schlechten Wärmeleitern zu versehen.

h. Damit dieses Öffnen und Verschließen sorgfältig ausgeführt werden kann, müssen sich an den Kellereingängen Löden befinden. Glasfenster sind nur in der Höhe anzubringen und sind gegen die Sonnenhitze nicht zu gebrauchen, weil die Sonnenstrahlen durch dieselben eindringen.

(Aus: „Hausbücher“ Nr. 4. Der Hauskeller. Stuttgart, Verlag von T. Gaudert.)

Der einsame Baum.

Eine Fabel

von

Dr. August Dopé.

Eine Erle, noch nicht alt,
Stand, entfernt von ihrem Wald,
Auf dem weiten Feld allein.
Als der Blig kam, schlug er ein.
Überhört von seinem Strahl
Blüht die Bäume in dem Wald,
Doch die Erle, stumm und kahl,
War nun auf dem Felde bald
Nur ein düßres Bild der Qual.

Die Vereinsamung, sie war
Oft die Ursach' von Gefahr.

(Aus: „Neue Originalfabeln“ von Dr. August Dopé.
Berlin, Deutscher & Rabenst.)

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Richebourg

von

Emile Vacano.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

14.

Lucile war einen Augenblick auf der Schwelle stehen geblieben.

Das Gepolter, welches der fliehende Franz auf der Treppe verursachte, verhinderte sie, das Geräusch eines Kampfes in dem Zimmer ihres Vaters zu vernahmen.

Wie sie sich wieder zurückwandte, sah sie Blanche todt-
blau, erschreckt, zitternd in der Mitte der Stube stehen.

Blanche war außer sich vor Schreck. Wer war dieses fremde Weib, das so plötzlich erschienen war und sie vor einer so schrecklichen Gefahr gerettet hatte?

„Wie schön sie ist!“ dachte Lucile. „Du liebes Kind!“

„Wie gut sie aussieht!“ dachte Blanche.

Sie blieben einen Augenblick in stummer Betrachtung. Blanche sprach zuerst, indem sie Lucile's Hand ergriff.

„Ein Mann hat sich hier eingeschlichen,“ sagte sie. —

„Ja, ein elender Schurke.“ — „Ich habe ihn erkannt. Er haßt mich und hat mich sicher umbringen wollen. Aber Sie haben mich gerettet! Sie haben ihn verschreckt. Wie soll ich Ihnen danken, liebe Frau? Und wer sind Sie?“

„Ihre Freundin und die des guten Mardoche.“

Blanche blickte auf.

„Sie kennen Mardoche? Seit lange?“ — „Seit sehr lange,“ lächelte Lucile sanft. — „Dann hat er Sie in's Haus gelassen?“ — „Ja, aber ohne daß ich ihm sagte, zu welchem Zwecke.“ — „Das war recht. Aber wie haben Sie erfahren?“ — „Vorige Nacht belauschte ich Vater und Sohn bei ihrem Anschlag. Und aus Freundschaft für Mardoche und aus Liebe für Sie bin ich gekommen, Sie zu retten — um jeden Preis.“ — „Sie hatten mich also lieb, ohne mich zu kennen?“ — „Weil alle Welt Sie liebt!“ — „Um aber bis hierher zu gelangen, mußten Sie das Haus genau kennen?“ — „Ja, ich kenne es genau.“

„Wer sind Sie denn?“ — „Sie sollen es erfahren, sobald Pierre Rouvenat mit Ihrem Bräutigam zurückgekommen ist.“ — „Wie!“ rief Blanche, „Mardoche hat Ihnen das gesagt? ... Aber ... aber wenn Sie ihn schon länger kennen, müssen Sie ja auch wissen, daß der alte Bettler Mardoche ...“ — „Daß Mardoche Jean Renaud heißt und daß er Ihr Vater ist? Ja.“ — „Seltsam!“ murmelte Blanche. „Seltsam!“

Blüht! kam es wie Licht in ihre Seele.

„Dieses Kleid, diesen Anzug, die haben Sie von meinem Vater! Er hat einst Lucile Mellier gehört! ...“

Blanche zog ihre Ketterin gegen das Licht und verschlang sie fast mit den Augen, noch ein Augenblick und freudetrunkener umschlang sie mit ihren weißen Armen die Fremde und rief: „O, ich kenne Sie jetzt, ich kenne Sie! Im Zimmer meines Vaters hängt ein Bild Lucile Mellier's, das ich so oft, so oft betrachte, und Sie sind's! Sie sind Lucile Mellier!“ — „Still!“ rief Lucile zitternd. „Still!“

In diesem Augenblick ertönte draußen ein Schrei, der einem Röcheln gleich, und zugleich dröhnten schwere Tritte auf der Stiege.

„Franz! Er ist wieder da!“ schrie Blanche erschreckt und klammerte sich an Lucile.

Diese hatte sich mit funkelnden Augen in die Höhe gerichtet, bereit, welchem Feinde immer Trost zu bieten. Aber anstatt sich zu nähern, entfernte sich das Geräusch immer mehr und hörte plötzlich ganz auf.

Lucile stürzte an's Fenster und riß es auf. Sie schaute hinab und sah einen Mann, der aus dem Hause floh und durch den Garten verschwand. Sie hatte plötzlich einen schrecklichen Gedanken. Mit einem Schrei ergriff sie das Licht und lief hinaus. Das Zimmer ihres Vaters war weit offen. Fast wahnsinnig vor Angst stürzte sie hinein, athemlos, keuchend. Da lag der Greis am Fuße des Sekretärs, regungslos, starr. Lucile stieß bei diesem An-

blick wilde Hilferufe aus, kniete bei dem Greise nieder und preßte sein Haupt an ihr Herz. Auch Blanche kam jetzt herbei, sie hatte sich in Eile ein Kleid übergeworfen. Auch sie stieß bei dem Anblick, der sich ihr bot, ein wildes Geschrei aus. Lucile bedeckte das Antlitz des Greises mit Küffen. Plötzlich rief sie athemlos: „Er ist nicht todt! Niemand kommt, man hat unsern Hilferuf nicht gehört. Versuchen wir's, ihn auf's Bett zu heben ...“

Sie hoben mit Anwendung aller Kräfte den Greis vom Boden auf und brachten ihn auf das Lager. Lucile hatte ihre volle Geistesgegenwart wieder.

„Was hilft das Weinen!“ rief sie der schluchzenden Blanche zu. „Hier muß man helfen. Ich sehe keine Wunde ... Man muß rasch einen Arzt holen. Nimm ein Licht und wecke das ganze Haus. Ein Knecht soll einspannen und nach Fremicourt eilen um Hilfe. Vor den Leuten nenne mich nicht beim Namen, Kind. Sie dürfen noch nicht wissen, wer ich bin. Solange Rouvenat fort ist und mein Vater so krank, bist Du die Herrin hier. Und vor Allem schweige über das Vorgefallene. Die Polizei darf den Hof nur dann betreten, wenn Jacques Mellier selber sie ruft. Bleibt er am Leben, dann soll er entscheiden, was mit den Schuldigen zu thun ist. Stirbt er,“ fügte sie schauernd hinzu, „dann überlassen wir Rouvenat die Rache. Und jetzt fort, eile, gib Befehle, einen Arzt, einen Arzt! ...“

Bald war der ganze Hof wach. Während man um Hilfe sandte, hatte Lucile den Sekretär wieder geschlossen und den Schlüsselbund unter das Kopfkissen des Bewußtlosen geschoben. Als Blanche wieder in's Zimmer trat, fand sie Lucile schluchzend am Bette knieend.

„Nun?“ fragte sie. — „Noch immer das Gleiche! ...“

weinte Lucile. „O Gott, ich habe nicht weinen wollen, aber kann ich denn anders? Seit neunzehn Jahren sehe ich ihn zum ersten Male wieder, und in einem solchen Zustande! Aber nein, er wird nicht sterben! Gott wird nicht zulassen, daß er dahinfährt, ohne mich gesehen, ohne mir verziehen zu haben, ohne daß ich noch einmal seine Stimme höre. O Vater im Himmel, heilige Mutter, erbarmt euch mein! ... O Blanche, Blanche ... sieh' doch, er athmet, er öffnet die Augen ... O, o! ...“

Jacques Mellier richtete sich langsam auf.

15.

Er blickte anfangs wirr um sich, als suche er sich zu besinnen. Lucile war zurückgewichen. Blanche stützte den Greis und sagte zärtlich: „Vater, Vater, komm' zu Dir, erkennst Du mich denn nicht? Ich bin's ja, Deine kleine Blanche!“ — „Ja, ich erinnere mich!“ rief jetzt der Greis und das Licht der Seele kam wieder in seinen Blick. „Da, da, im Schatten ... der offene Schreibtisch ... der Räuber ...“ — „Beruhige Dich doch, Vater. Es ist kein Räuber da, Blanche ist bei Dir ...“ — „Ja, ja. Das ist gut. Aber wo ist Rouvenat?“ — „Er ist ja noch nicht zurückgekehrt, Vater.“ — „Ach ja! richtig. In Paris. Er ist nach Paris gegangen, um den Sohn meiner Lucile zu holen, Deinen Bräutigam. Aber ich habe nicht geträumt ... Ein Mensch hat sich in mein Zimmer geschlichen, dort zum Kasten hin, und hat geraubt, geraubt, das ganze Geld meiner Kinder! ... Hilf mir, hilf mir auf, Blanche ... ich muß sehen ... ich muß sehen ... Gib mir meine Kleider. So. Und die Schlüssel ... Wo sind sie? Da unter dem Kissen? Wie kommen die her? ... Ah!“

Er wankte, wie er auf die Füße zu stehen kam, daß Blanche ihn nur mit aller Mühe aufrecht erhalten konnte. Aber er schleppte sich doch zu dem Geldkasten. Dort sank er wie ohnmächtig auf die Kniee. Aber mit äußerster Anstrengung raffte er sich wieder auf und steckte den Schlüssel in's Schloß. Blanche hielt ihn dabei, der Deckel öffnete sich.

„Licht, Blanche!“ sagte er mit röchelnder Stimme. „Licht!“

Das Mädchen leuchtete ihm. Ein Blick genügte, um den Greis erkennen zu lassen, daß die Schätze in dem Kasten unberührt waren, daß der Räuber nicht Zeit behalten hatte, auch nur eine Goldmünze zu sich zu stecken. Jacques Mellier faßte sein Haupt mit beiden Händen und sann:

„Nein, nein! Und es ist doch kein Traum! Er war hier, der Schurke, der Räuber, er wühlte im Gelde, ich habe ihn zurückgerissen, ich wollte sein Antlitz sehen, aber er ließ mir nicht Zeit dazu, er verlöschte das Licht ...“

Das Auge des Alten folgte der Richtung seiner Gedanken, und er erblickte plötzlich die verlöschte Blendlaterne, die noch am Boden lag. Er ergriff dieselbe hastig und hielt sie Blanche vor die Augen.

„Da, da! Siehst Du, daß ich nicht geträumt habe, daß ein Dieb dagewesen ist? Ich konnte ihn nicht erkennen, aber es war ein starker Mann, stärker als ich ... Wie ich ihn niederriß, kniete ich auf ihn, aber er riß mich zu Boden. Er wollte fliehen. Ich ließ ihn nicht los. Wir kämpften verzweifelt mit einander. Da packte er mich plötzlich am Halse mit eisernem Griffe ... Da schau' her, Blanche, schau' her ...“

Das junge Mädchen bückte sich.

„Ja,“ sagte sie, „ich sehe da bläuliche, schwärzliche Flecke.“ — „Seine Finger krallten sich in meinen Hals. Ich schlug ihn in's Gesicht. Aber er wirgte mich immer stärker, mir ging der Athem aus, das Blut tobte in meinem Kopfe, ich stieß einen Schrei aus und verlor das Bewußt-

sein. Da ist der Glende wohl entflohen, ohne seinen Raub auszuführen. Gott sei Dank! Ich fürchte, daß die Kasse leer sei — o, das wäre schrecklich gewesen. Denn Alles, was da drin ist, Blanche, das ist Deine Mitgift, hörst Du? Deine Mitgift. . .

Er schloß den Deckel des Sekretärs wieder. Dann erhob er sich wandelnd mit Hüfte des Mädchens. Seine Haut war glühend heiß und dennoch zitterte er wie im Frost.

„Du hast das Fieber, Vater,“ sagte Blanche, „Du mußt Dich schnell zu Bett legen.“ — „Nein,“ sagte er leuchtend, „hül mir lieber zum Fenster. Dort wird mir vielleicht besser. Schieb' mir den Hauteuil hin, so. Da schau, es wird bald Tag. . . Wie es mir im Kopfe hämmert! Und mein ganzer Leib ist wie im Feuer und innen bin ich wieder wie in Eis. Öffne das Fenster, öffne das Fenster! Die frische Luft meines schönen Thales wird mir gut thun! Ah! . . .“

Er sank in den Hauteuil und athmete gierig die frische Morgenluft ein, die durch das von Blanche geöffnete Fenster hereindrang.

„Ich. . . ich möchte heute die Sonne aufgehen sehen.“ stammelte er und seine Augen hatten einen ganz verglasten Ausdruck.

Der Greis fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Wenn Pierre nur wiederkäme heute. Ich habe Eile, meinen Enkel zu sehen. . . ich habe große Eile! Gestern berief ich den Notar. Mir ist, als sollte es nun zu Ende gehen mit mir. Du sollst bald Hochzeit halten, Blanche. Und dann muß ich auch so schnell als möglich das Kind meiner armen, armen Lucile als meinen Erben anerkennen.“

Bei diesen Worten vermochte Lucile, die noch immer im Schatten des Winkels stand, ein Schluchzen nicht zu unterdrücken.

Der Alte fuhr zusammen und wandte rasch den Kopf. Er erblickte Lucile, welche das Gesicht in den Händen geborgen hatte.

Er ergriff den Arm des jungen Mädchens und rief in bestigter Erregung: „Wer ist da, Blanche? Wer ist die Frau da?“ — „Vater. . . Vater. . .“ stammelte Blanche.

Lucile erhob den Kopf. Ihr Angesicht war von Thränen überströmt. Sie schien einen Moment zu schwanken; dann überkam es sie mächtig. Sie stürzte zu den Füßen des Greises.

„Vater!“ sagte sie mit bebender, thränenerschlückter Stimme. „Lucile, Deine reuige Tochter ist es, die zu Deinen Füßen liegt.“

Jacques Mellier blieb einen Augenblick ohne Stimme, mit starrem Auge, außer sich, bebend. Plötzlich aber strahlte sein ganzes Wesen auf. Er sagte das Haupt seines Kindes mit seinen zitternden Händen und wandte es empor und tauchte gleichsam unter in diesen Zügen, voll unaussprechlicher Seligkeit, und rief wie im Delirium: „Mein Kind! Mein Kind! . . . O, laß Dich noch anschauen. . . immer, immer! Wie lange habe ich auf Dich gewartet! O ja, ja, Du bist's, Du bist's wirklich, das sind Deine geliebten Züge, das ist Dein süßes Auge! . . . Ich habe Lucile wieder, meine Lucile! O Blanche, hörst Du? Da ist sie wieder, Deine ältere Schwester, die bald Deine Mutter sein wird! — O Lucile, Lucile, wir haben Dich gesucht, so lange, so lange! Wo hast Du Dich denn verborgen gehalten? Warum bist Du nicht zurückgekommen?“ —

„Vater, Du hastest mich ja verflucht.“ — „O schweig, schweig!“ — „Jetzt aber flehe ich Deine Verzeihung an, Vater, und bitte Dich um der Liebe Gottes willen: wenn Du glaubst, daß ich genug gelitten habe, so nimm Deinen Fluch zurück!“

Der Greis brach in Thränen aus.

„Komm' in meine Arme, mein Kind, daß ich Dich wieder an meinem Herzen fühle! . . .“

Er küßte sie fieberhaft.

Nach einer kleinen Pause fuhr er mit gebrochener Stimme fort: „Dein Vergeben war freilich nicht gering, aber Du hast es grausam gebüßt. Wenn es hier einen Schuldigen gibt, so bin ich's, Jacques Mellier. Lucile, mein geliebtes Kind: Dein Vater ist ohne Erbarmen gewesen mit Dir, habe Erbarmen mit ihm. Lucile, am Rande des Grabes bittet Dein Vater, Du mögest ihm verzeihen.“ — „O Gott, mein Vater!“ rief sie und umfaßte ihn in seliger Andacht.

Der Greis rief unter heißen Thränen mit bebender Stimme: „Ich habe Dir einst gesworen, mein geliebtes Kind; heute segne ich Dich aus dem Grunde meines Herzens!“

Ihr Blick erhob sich dankend.

„O, wenn ich nur nicht sterbe, ohne meinen Enkel gesehen zu haben!“ murmelte Jacques Mellier.

Nur sein eiserner Wille hatte ihn so lange aufrecht gehalten. Seine Kräfte verließen ihn jetzt jählings. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, sein Kopf sank zurück, sein Auge brach.

„Vater!“ schrie Lucile erschreckt. „Was ist Dir, Vater?“ — „Nichts,“ flüsterte er. „Nur schwach bin ich. Die Ueberraschung. . . das Glück. . .“ Er reichte den beiden Mädchen die Hände und lächelte wirklich. „Da, über den Felsen geht die Sonne auf,“ athmete er. „Seht ihr? Das wird ein guter Tag werden für uns Alle, Alle. O Herr, wie ist sie herrlich und groß, Deine Natur! . . .“

Dann stieg er wieder einen ängstlich-heiseren Seufzer aus und rief: „Lucile, Lucile, wenn nur Dein Sohn und Rouvenat schon kämen!“

Das Rollen eines Wagens wurde im Hofe vernehmlich. Jacques Mellier erzitterte und richtete sich auf.

Blanche hatte aus dem Fenster geblickt.

„Es ist der Arzt,“ sagte sie.

Eine Minute später trat der Dorfarzt ein.

Lucile hatte sich rasch wieder in die Ecke des Zimmers zurückgezogen.

16.

Der Arzt untersuchte den Greis lange. Er fand ihn äußerst schwach und fiebernd. Es äußerte sich ein solcher Ernst und eine solche Unruhe auf seinem Antlitze, daß Blanche ängstlich fragte: „Ist es so ernst, Herr Doktor?“ — „Ich kann noch nichts sagen. Man muß abwarten,“ meinte der Arzt. „Sie müssen eine heftige Gemüths-bewegung durchgemacht haben?“ fragte er den Greis.

Dieser nickte stumm.

„Es ist augenscheinlich Lungenkongestion und Blut-anhäufung vorhanden,“ sagte der Arzt. Jetzt erblickte er auch die Spuren des Würgens am Halse Jacques Mellier's.

„Was ist das?“ fragte er überrascht.

Jacques Mellier mußte ihm nun mittheilen, daß es einem Unbekannten gelungen sei, des Nachts in seine Kammer zu dringen, um ihn zu berauben, und er mußte ihm auch den Kampf schildern, der darauf erfolgte.

„Das erklärt Alles,“ sagte der Arzt. „Der Glende hat Sie einfach ermorden wollen. Das ist aber eine sehr ernste Sache, Herr Mellier, man muß die Polizei davon in Kenntniß setzen. Der lecke Etrolch muß ausfindig gemacht werden. Er mußte jedenfalls den Hausbrauch kennen. Wie aber vermochte er in den Hof zu dringen? Sind Sie Ihrer Domestik sicher?“ — „Ganz sicher. Es sind lauter erprobte Leute, alle sind treu und redlich.“

Der Arzt verordnete noch Einiges und zog sich zurück, indem er äußerte, er werde Mittags wiederkommen.

Jacques Mellier hatte in seinem Hauteuil am offenen Fenster bleiben wollen. Der Arzt hatte nichts dagegen einzumenden gehabt.

Lucile kam wieder vor, als sie allein waren, und kniete zu Füßen ihres Vaters, der immer schwächer und schwächer wurde.

„Ich habe dem guten Doktor nichts sagen wollen,“ athmete der Kranke schwer. „Aber ich fühle, daß es aus ist mit mir.“

Lucile und Blanche brachen bei diesen Worten in Thränen aus.

Er legte seine Arme um ihre Köpfe und zog sie an seine Brust.

„Weinet nicht, meine Kinder,“ sagte er. „Einmal muß man ja doch sterben. Ihr Beide seid meine Töchter, ja, meine lieben Töchter. Ich fühle schon den Tod, er ist hier, aber eure Gegenwart benimmt ihm allen Schrecken. Im Gegentheil, mir wird so leicht, so wohl! Ah! Wenn nur Rouvenat mit meinem Enkel recht schnell käme! . . . Aber hört, meine Kinder, eine Pflicht habe ich noch zu erfüllen. O, ich will nicht sterben, nein, ich darf nicht sterben, ohne sie erfüllt zu haben. . .“

Blanche sagte weinend: „Wünschst Du einen Priester, Vater?“ — „Jacques Mellier nickte und sagte sanft: „Ja, Kind, ich bin ein Christ. Und Du kannst um den Herrn Pfarrer nach Frémicourt schicken. Wenn ich nur noch am Leben bin, bis er kommt.“

Das junge Mädchen entfernte sich rasch und kam bald wieder.

„Nun?“ fragte der Greis. — „Jean ist unten, Vater,“ sagte sie, „dann Seraphine, die Magd, dann vier von den Schnittern und auch der alte Marboche.“ — „Was machen sie unten?“ — „Sie sprechen von Dir, Vater; sie wissen, daß Du krank bist, und sind voller Angst.“ — „Welche Schnitter sind es?“ — „Der alte Mathias, Andrei, Brunet und Simonin.“

Das Antlitz des Alten erheiterte sich.

„Die sind gute Freunde Rouvenat's und Jacques Mellier's, Blanche; sage ihnen, daß sie heraufkommen sollen; ebenso der alte Jean und der Bettler Marboche.“

Das junge Mädchen schaute ihn überrascht an.

„Geh, Kind, geh!“ sagte er dringend.

Blanche gehorchte. Da erhob sich Lucile und sagte: „Vater, ich erbatte, was Du zu thun gedenkst.“ — „Und billigst Du's, Lucile, mein Kind?“

Lucile sagte sanft und feierlich: „Ja, Vater. An Dir ist es, die Unschuld Jean Renaud's zu verkünden. Aber gestatte mir, mich dabei zu entfernen.“ — „Du hast Recht, mein Kind, eine Tochter darf das Bekenntniß ihres Vaters nicht hören. Gehe in das Zimmer Rouvenat's. Aber vorher. . . komm' und küsse mich noch einmal. Meine Lucile! Meine Lucile!“

Während Blanche, Jean Renaud, der alte Jean und die Schnitter die Treppe hinaufstiegen, öffnete sich die Hofthüre und ein grauhaariger, elegant gekleideter Herr trat ein. Seine Züge waren streng, aber wohlwollend.

Da er im Hofe und in der Halle Niemanden fand, näherte er sich der Treppe. Oben hörte er Stimmen. Er ging diesen Stimmen nach. Er fand die Thüre des ersten Zimmers nur angelehnt und trat ein. Auf der Schwelle aber blieb er stehen beim Anblick der rührenden, feierlichen Szene, die sich ihm darbot.

Der Sterbende saß in seinem Stuhle. An seiner Seite standen Blanche und der alte Bettler mit dem langen

grauen Barte. Vor dem Sterbenden standen der Knecht und die vier Schnitter im Halbkreise.

Der Fremde trat geräuschlos in's Zimmer, schloß leise die Thüre und blieb unbeweglich stehen. Niemand bemerkte seine Anwesenheit.

Jetzt sprach Jacques Mellier mit langsamer, heiserer, schwacher Stimme feierlich: „Willkommen, meine Freunde. Es freut mich, euch hier zu sehen, denn es geht zu Ende mit mir! . . .“ — „Nein, nein, Herr Mellier. . .“ wird vorübergehen. . .“ ließen sich Stimmen vernehmen. — „Hört mich an, hört mich an,“ fuhr der Kranke fort. „Die Augenblicke sind kostbar. Ich möchte, daß ganz Frémicourt und Givry anwesend wären, um meine letzten Worte zu hören. Ihr seid nur Sechs, aber ihr werdet den Anderen Zeugniß geben von der Beichte des alten Jacques Mellier.“

Jean Renaud erbeute.

Die Anderen schauten sich überrascht an.

Blanche machte eine Bewegung, als wolle sie den Greis am Sprechen hindern, aber sie hielt inne.

Mellier fuhr fort: „Ihr Alle erinnert euch an meine Tochter. . .“ — „Ja, ja, an Fräulein Lucile, das schöne Fräulein vom Seillonhofe.“ — „Ja. Nun, ich war ein grausamer, ein schlechter Vater für sie. Eines Fehlers wegen habe ich sie aus dem Hause gejagt, ich habe sie verstoßen, meine Lucile, mein Kind, und habe sie verflucht! . . .“

Die Schnitter senkten das Haupt.

„Ihr wißt jetzt, weshalb Lucile Mellier so plötzlich verschwunden ist. Das ist aber noch nicht Alles, hört wohl an. Vor neunzehn Jahren, am Vierundzwanzigsten dieses Monats, in der Johannisnacht, ist ein junger Mensch auf der Straße von Frémicourt nach Givry durch einen Hintenschuß getödtet worden. . .“ — „Ja, ja, wir erinnern uns ganz gut. . .“ — „Nun,“ fuhr der Greis mit zitternder, heiserer Stimme fort, „dieser Unbekannte, dieser Fremde hatte ein Stellbildchen mit Lucile Mellier, deren Geliebter er war! . . .“

Die Anwesenden waren höchlich überrascht.

„Die Polizei suchte den Mörder; man verhaftete einen wackern Mann aus Givry. . . Ihr Alle habt ihn gekannt, Jean Renaud, den Wolfstödtter. Er ist zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden. Wo mag er heute sein? In Cayenne, vielleicht schon todt. . . Nun hört: Jean Renaud, der Wolfstödtter, war unschuldig! . . .“

Ein Gemurmel wurde ringsum laut.

„Alle Beweise waren gegen ihn; aber er konnte sich vertheidigen und seine Unschuld leicht beweisen. Er hat es nicht gethan. Er hat sich verurtheilen lassen, weil er den wahren Thäter kannte und weil er ihn retten wollte! . . . Hörst Du, Blanche? Dein Vater ist unschuldig! Hörst Du? Wenn er noch lebt, wird er seine Freiheit wieder erhalten, wirst Du ihn wiedersehen! . . .“

Blanche sank schluchzend auf die Kniee.

„Der wahre Schuldige aber,“ fuhr der Greis mit erstarrender Stimme fort, „der Mörder des jungen Mannes auf der Landstraße bin ich, Jacques Mellier! . . .“

Alle anwesenden Männer, Jean Renaud und vielleicht den Unbekannten ausgenommen, waren starr vor Ueberraschung.

„Ihr habt mich Alle wohl verstanden?“ fuhr der Greis fort. „Damit Ihr Zeugniß davon geben könnt um dieses jungen Mädchens willen, daß ihr Alle gern habt; Pierre Rouvenat wird euch zu Gericht bringen, wo ihr eure Aussage darüber machen sollt. So. Ich bin zu Ende. O, Jean Renaud, Du edelster aller Menschen, Gott gebe, daß Du noch lebst!“

Damit sank sein Haupt schwer in seine Hände. Die Anwesenden waren stumm, wie erstarrt.

17.

Eine Pause trat ein, während welcher der Knecht und die Schnitter auf ein Zeichen Blanche's schweigend und ergriffen das Zimmer verließen. Das junge Mädchen kniete noch immer vor dem Hauteuil, Jean Renaud war näher getreten. Der Fremde, welcher sich noch immer nicht geregt hatte, betrachtete den Bettler voll Interesse.

Plötzlich überkam ein Krampf den Sterbenden; seine Augen traten aus den Höhlen, seine Glieder wurden starr, seine Züge versielen grauenhaft und er richtete sich jählings auf. Er bebte wie ein Blatt im Sturme. Seine Stimme war ganz fremd, wie er rief: „Ich sehe ja nichts mehr! . . . ich sehe ja nichts mehr! . . . Und da, da in der Brust, das ist Eis. . . ich sterbe, ich sterbe! . . . Rouvenat! Rouvenat! Sie kommen nicht! . . . Leen. . . Ich kann meine Gedanken nicht mehr festhalten. . . Blanche, Blanche, die Seele will fort. . . Bist Du da bei mir? Ich sehe Dich nicht mehr. . . Bleib' da! Und Lucile, Blanche, rufe Lucile, meine Tochter, mein Kind! . . .“ — „Lucile! Lucile!“ rief Blanche.

Und Lucile hörte den Schrei und eilte herbei und stieß beim Anblick ihres sterbenden Vaters einen rauhen Schreidensruf aus und sagte ihn trampfhaft mit beiden Armen. . .

„Lucile. . . Du vergibst mir? Und Du auch, Blanche? O, ihr weint, das heißt: Ja! Ihr werdet einander lieb haben und immer beisammen bleiben, immer, und glücklich sein. . . Ich habe so viel Böses gethan, aber Gott kennt meine Reue! Er wird mich nicht verstoßen! . . . Wenn ich nur Rouvenat hätte erwarten können. . . und meinen Enkel. Und wenn ich nur wüßte, daß Jean Renaud noch lebt! . . .“

Jean Renaud sprach jetzt laut, bebend. „Jacques

Mellier, wenn es Dir ein Trost ist, zu wissen, daß Jean Renaud noch lebt, so kann ich Dir diesen Trost geben.“

Der Sterbende fuhr noch einmal auf.
„Wer hat da gesprochen?“ stammelte er mit schwerer Stimme. — „Ein alter Freund Jacques Mellier's, der sich unter Bettlerkleidern verbirgt.“ — „Ah, ha, ha! Die Stimme Jean Renaud's! Die Stimme Jean Renaud's!“ stotterte Jacques Mellier. — „Jacques Mellier, Jean Renaud ist nicht mehr in Cayenne, Jean Renaud ist frei, er ist hier, er spricht zu Dir! Habe Dank, Jacques, für Alles, was Du an meinem Kinde gethan hast, und wenn dieß Deine letzte Stunde ist, so ziehe hin in Frieden!“

Das Antlitz des Sterbenden war wie verklärt.

„Marboche, Jean Renaud...“ murmelte er. „Ich sehe Dich, ich sehe Dich... O, ich möchte noch leben... Kinder, Kinder, seht, welches Licht, welche Sonne!“

Er röchelte noch ein wenig, streckte sich dreimal und fiel dann schwer zurück.

Jean Renaud neigte sich über ihn, betrachtete ihn einen Augenblick hindurch und richtete sich wieder auf mit den Worten: „Es ist aus.“

Lucile und Blanche brachen in Jammern aus.

„Armer Jacques!“ murmelte Jean Renaud. „Es war bestimmt, daß Du den Sohn Deiner Lucile nicht mehr sehen solltest.“

Da sagte die Stimme des Fremden hinter ihm: „Gott wollte den Sohn nicht in die Gegenwart Deffen bringen, der seinen Vater getödtet hat!“

Jean Renaud wandte sich jäh um und fand sich dem Fremden gegenüber.

„Wer sind Sie?“ fragte er ihn. — „Sie sollen es erfahren. Lassen wir diese beiden Frauen weinen. Sie sind es, den ich hier suchte. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Die beiden Männer verließen die Stube.

Im Hofe angekommen, begann Jean Renaud: „Darf ich erfahren?...“ — „Wer ich bin? Ich bin Nestor Dumoulin, Advokat aus Paris.“ — „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, mein Herr.“ — „Das weiß ich. Um so besser kenne ich Sie. Es ist nicht das erste Mal, daß ich mich mit Ihnen beschäftige.“ — „Mit dem Bettler Marboche?“ — „Mit Jean Renaud. Ehe ich noch das Geständniß des Sterbenden hörte, wußte ich bereits Alles, das ganze Geheimniß des Seuillonhofes. Wie ich es erfuhr? Einfach aus den Akten Ihres Prozesses, die mir mehr sagten als den Anderen, und die ich durchstudirte, um auf Verlangen eines meiner Freunde, der Sie in Cayenne kennen lernte, Ihr Begnadigungsgeheiß zu verfassen...“ — „Ja... ich erinnere mich... Ein Herr, der mich ausfragte, der... O, wie heißt er? Wo ist er, daß ich ihm danken kann für Alles, was er an mir gethan?“ — „Sie



Das Eis-carroussel. Nach einem Gemälde von K. Pillati. (S. 299.)

werden ihm bald danken können, denn er will noch mehr für Sie thun. Hören Sie, Jean Renaud: Leon, der Sohn Lucile Mellier's...“ — „Ich kenne Sie auch?“ — „Ja. Er und Blanche lieben einander.“ — „Ja.“ — „Nun, mein Freund, damit die beiden Kinder vereint werden können, ist es nöthig, daß die Unschuld Jean Renaud's publik werde.“ — „O, das ist nicht möglich, das darf nicht sein! Die Ehrenerklärung Jean Renaud's würde den Namen Mellier beschmutzen, den Namen, den der Sohn Lucile's führt!“ — „Leon führt nicht den Namen seiner Mutter, da er ja den Namen seines Vaters führt.“ — „Den Namen seines...“ — „Ja. Ich kann Ihnen noch nicht Alles sagen, Jean Renaud. Nur Eins noch: der unerwartete Tod Jacques Mellier's hat meine Mission hier sehr vereinfacht und erleichtert. Ich begeben mich unverzüglich nach Besoul, um sie zu vollenden. Und seien Sie ruhig, es wird kein Lärm gemacht werden über dem Grabe des reuigen Sünders. Die Männer, welche seine Beichte hörten, mögen schweigen — sagen Sie ihnen das. Sie brauchen ihre Aussage nur dem Beamten abzulegen, zu dem

sie morgen oder übermorgen berufen werden. Sie können mir sicher die Namen dieser fünf Zeugen nennen, und wo dieselben wohnen.“ — „Da ist vor Allem Jean Roblot, Knecht auf dem Seuillonhofe.“

Der Advokat notirte sich das.

„Dann Jüder Mathias, André Brunet, Joseph Andral und Alexandre Simonin, sämmtlich aus Frémicourt.“

Herr Dumoulin reichte Jean Renaud die Hand und sagte: „So. Ich habe hier weiter nichts zu thun. Auf Wiedersehen!“

18.

Die Nachricht von dem Tode Jacques Mellier's verbreitete sich blüthig in Frémicourt. Und da der Arzt dem Bürgermeister Anzeige von dem versuchten Raube gemacht hatte, so war man überzeugt, daß der Greis das Opfer des Einbrechers geworden sei.

Der Bürgermeister beorderte den Gendarmenwachtmeister und seinen Gendarmen nach dem Seuillonhofe. Er theilte ihnen den Raub- und Mordversuch mit, und zugleich,

daß man auf keinen der Knechte einen Verdacht haben könne. Die Gendarmen begaben sich sogleich nach dem Hofe, um eine genaue Untersuchung anzustellen.

Außer Gertrud wußten die Leute des Hofes noch nichts davon, daß in der Nacht Fremde in den Hof gedrungen seien. Auch Gertrud wußte nichts von dem, was im ersten Stock vorgefallen war, aber der plötzliche Tod Jacques Mellier's traf sie wie ein Blitzschlag. Sie wußte, wer da bei die Hand im Spiele gehabt haben mußte!

Sie war die Erste, welche die Gendarmen erblickte, die auf den Hof zukamen. Da ergriff sie unbeschreibliche Angst und sie schrie: „Die Gendarmen kommen, die Gendarmen kommen schon!“

Zum Glück für sie befand sich in diesem Augenblick nur die Magd Seraphine in der Halle. Diese bemerkte weder ihre Blässe, noch ihren Schrecken.

Einen Augenblick später sprangen die Gendarmen im Hofe von ihren Pferden und traten ein.

Gertrud war auf eine Bank gesunken.

Seraphine ging den Gendarmen entgegen.

„Sie wünschen?“ fragte sie. — „Ist es wahr, daß Herr Jacques Mellier tot ist?“ fragte der Wachtmeister. — „Leider, ja. Er starb heute früh um acht Uhr.“ — „Können Sie mir Auskunft geben darüber, was heute Nacht hier vorgefallen ist?“ — „Ich weiß nicht viel. Es scheint, daß der Herr plötzlich unwohl geworden ist und um Hilfe gerufen hat. Fräulein Blande fand ihn bewusstlos. Sie weckte uns Alle. Der Arzt wurde aus Frémicourt geholt. Weiter weiß ich nichts, Herr Wachtmeister.“

Dieser runzelte die Stirn. — „Wie, sonst wissen Sie nichts?“ machte er finster. — „Nein, und ich glaube nicht, daß ein Anderer mehr wissen wird.“

Der Wachtmeister wandte sich an Gertrud.

„Und Sie?“ fragte er.

„Was wissen Sie?“

Ihr blöder Blick glözte ihn an.

„Ich?... Ich habe gar nichts gehört.“ stotterte sie.

„Hab' fest geschlafen in meinem Bett.“ — „Sie haben also einen so harten Schlaf?“

machte der Wachtmeister, indem er ihr den Rücken fehrte und zu Seraphinen sprach:

„Kann ich mit Herrn Rouvenat sprechen?“ — „Der ist in Paris.“ — „So! Und wo sind die übrigen Knechte?“

„Die Knechte bringen den Schnittern das Mittagmahl. Der Kuh-

treiber treibt das Vieh ein, der wird im Stalle sein.“

— „Könnten wir nicht Fräulein Blande sehen?“

— „Sie ist bei dem Todten.“

Soll ich sie rufen?“

— „Ja. Die Sache ist sehr wichtig. Wir lassen sie bitten, sich herabzubemühen zu wollen.“

Seraphine stieg die Treppe hinauf und pochte leise an die Thüre des Sterbezimmers.

Auf Lucile's Wunsch, deren Anwesenheit im Hause nur Jean Renaud und Blande bekannt war, hatte die Letztere die Thüre für Jedermann geschlossen gehalten.

Beim Geräusche des Klopfens barg sich Lucile hinter dem Vorhange des Bettes, dann öffnete Blande.

„Fräulein“, meinte Seraphine, „die Gendarmen sind unten; ich weiß nicht, was sie wollen, aber sie sagen, daß sie Sie sprechen müssen.“ — „Gut. Sagen Sie, ich komme augenblicklich hinab.“

Die Magd verschwand. Blande eilte zu Lucile.

„Du hast gehört?“ sagte sie. „Wenn sie mich befragen, was soll ich sagen?“

— „Daß Franz Parisel in Deine Stube gedrungen ist, kannst Du verschweigen. Im Uebrigen wiederhole, was Dein Vater dem Arzte gesagt hat: ein Räuber war hier, er hat ihn nicht erkannt, der hat ihn tödtlich gewürgt. Wir haben nicht das Recht, einen Menschen auf den bloßen Verdacht hin zu nennen.“ — „Ich verstehe“, sagte Blande und eilte zu den Gendarmen hinab, die sie höflich grüßten.

Gertrud saß noch wie angenagelt auf ihrem Plaze, Seraphine stand am Kamin.

Der Wachtmeister sagte: „Fräulein, der Herr Bürgermeister hat uns den Tod des Herrn Mellier angezeigt, ebenso daß ein Räuber heute Nacht in das Zimmer Ihres Vaters gedrungen sei und mit demselben gerungen habe. Daß er ihn dann für tot auf dem Plaze gelassen habe und entflohen sei. Ist das wahr?“ — „Es ist wahr“, entgegnete Blande. — „Unsere Aufgabe ist es, den Schuldigen ausfindig zu machen, Fräulein. Hat Herr Mellier ihn vor seinem Tode genannt?“

Gertrud horchte mit wirren Augen, an allen Gliedern zitternd.

„Mein Vater hat ihn nicht erkannt.“ — „Und Sie

selber haben keinen Verdacht auf irgend Jemanden?“ — „Nein, mein Herr.“ — „Wie aber konnte der Räuber in das Haus bringen?“ — „Das weiß ich nicht. Man hatte vielleicht vergessen, die Thüre zu schließen.“

Seraphine sagte: „Gestern Abend sind wie gewöhnlich alle Thüren und Fenster geschlossen worden.“ — „Der Räuber muß aber doch wohl irgendwo hereingekommen sein? Haben Sie gar keinen Verdacht auf irgend Jemanden vom Gesinde, Fräulein?“

Blande schüttelte den Kopf.

„Ich kann nur sagen, was mein Vater vor seinem Tode gesagt hat: ihre Treue ist erprobt.“

Der Wachtmeister entschuldigte sich nun bei dem jungen Mädchen, daß er gezwungen gewesen sei, sie in ihrer

kommt, gehe ich bis Artemont!... Madame Parisel wird ich heißen! Die Herrin vom Seuillonhofe!...“ fügte sie glückberauscht hinzu, die Nase in der Luft, die Arme in die Seiten gestemmt.

19.

Es war zwei Uhr Nachmittags. Ein Mietwagen hielt vor dem Hofe. Pierre Rouvenat stieg aus demselben. Er wußte noch nichts davon, daß er seinen Herrn als Leiche finden sollte, und dennoch war sein Antlitz trübe. Er brachte Den nicht mit, den er hatte holen wollen. Er bezahlte den Kutscher und hieß denselben in den Hof treten, um sich zu stärken. Er überließ die Sorge für den Mann der Magd. Während er ihr den Befehl gab, fiel ihm das verstörte Aussehen Seraphinen auf und er fragte, was vorgefallen sei.

Sie seufzte und stammelte: „Sie wissen also noch nicht, Herr Rouvenat?“ — „Was denn?“ — „Das große Unglück... Herr Mellier...“ — „Ist er erkrankt?“ — „Schlimmer, Herr Pierre, er ist tot!“

Der Greis stieß einen Schrei aus und stürzte auf die Treppe zu. Im Nu war er oben und stürmte wie wahnsinnig in die Stube Jacques Mellier's. Zwei Schreckensrufe empfingen ihn. Er erblickte Blande und eine fremde Frau am Todtenbette. Blande fiel ihm schluchzend um den Hals. Er machte sich los und warf sich auf den Leichnam seines alten Freundes.

„Tot!“ jammerte er. „Tot! Und ich war nicht da, um ihm Lebewohl zu sagen, um seine letzten Worte zu hören, seinen letzten Willen zu vernehmen! O, Gott ist ohne Erbarmen! Er ist unverzöhnt gestorben!“

Und er verhüllte sein Antlitz in den Händen und weinte bitterlich. Dann richtete er sich auf, als wolle er Blande umarmen. Da fiel sein Blick auf Lucile. Er starrte sie einen Augenblick an und wich fast entsetzt zurück.

„Lucile!...“ schrie er, „Lucile!“

Sie trat auf ihn zu und sagte, indem sie ihm die Hand reichte: „Ja, Pierre, ich bin's. Mein Vater hat mich noch gesehen, mein Vater hat mir noch verzehnet; er hat seinen Fluch zurückgenommen, er hat mich gesegnet!... Nach Ihnen, Pierre, hat er oft gerufen. Sie sollten seine letzten Worte hören, seinen letzten Willen sollten Sie vernehmen. Er starb in Frieden, Gott hat sich sein erbarmt, er starb in unseren Armen.“ — Und jetzt, Pierre,“ fuhr sie mit zitternder Stimme fort, „sagen Sie: Wo ist mein Sohn?“

Rouvenat senkte traurig das Haupt.

„Pierre, Sie schweigen! Mein Gott, was haben Sie?“ — „Lucile, meine liebe Herrin, ich bin allein zurückgekommen, ich bin in

Verzweiflung...“ — „Mein Sohn! Ein neues Unglück!“ rief die Mutter.

Blande konnte vor Angst nicht sprechen.

„Nein, nein, beruhigen Sie sich!“ fiel Rouvenat rasch ein. „Leon ist wohl auf, wie ich erfuhr. Nur ist er abermals abgereist mit Jerome Gosh. Wohin sie sind, vermochte mir Niemand zu sagen. Aber wir werden ihn wiederfinden, gewiß!“

Lucile seufzte tief. Blande umschlang sie weinend mit den Worten: „Hoffen wir.“ — „Man muß immer hoffen!“ sagte Jean Renaud hinter ihnen. Rouvenat wandte sich um und reichte ihm die Hand. „Es ist so,“ fuhr er fort. „Die Hausmeisterin des Hauses, in welchem Papa Gosh mit Leon wohnt, erzählte mir, die Beiden hätten hohen Be-

50

Wirthshausbilder.

Originalzeichnungen von Hermann Schlittgen.



„Zum Engel“.



„Zum Ochsen“.



„Zum goldenen Kreuz“.



„Zur Harmonie“.

Trauer zu stören, versprach, Alles anzuwenden, um den Schurken, der an dem Tode ihres Vaters schuld sei, zu entdecken, und verließ mit seinem Begleiter die Halle und den Hof.

Blande kehrte in das Sterbezimmer zurück.

Gertrud athmete erleichtert auf.

„Das also wollte mein Franz im Hofe,“ dachte sie. „Das Geld des Alten wollte er! Nun, so ist's auch gut. Der Alte hatte schon Zeit zum Sterben! Und erkannt hat ihn Niemand. Er wird der Erbe von Allem, mein schöner Franz, und er wird mich heirathen, und ich werde die Herrin vom Seuillonhof werden! Na, das wird ein Leben geben!... Aber ich muß ihn heute sprechen um jeden Preis, meinen schönen Franz. Wenn er nicht zur Hecke

sich gehabt von einem Grafen, einer Gräfin, und diese hätten die Beiden in ihrer Equipage mit sich fortgenommen. Ich verstehe das nicht!" — "Aber ich," sagte Jean Renaud. "Ein Herr aus Paris ist heute hier gewesen, der mir gesagt hat: Herr Leon hat die Familie seines Vaters wiedergelunden."

Lucile starrte auf mit einem unbefehlichen Ausdruck. Blanche wurde blaß vor Schrecken. Jean Renaud, der dies bemerkte, umarmte sie und sagte mit seinem sonnigen, schätzenden, sanften Lächeln: "Sei ruhig, mein Kind. Der Herr setzte hinzu: Leon und Blanche sollen Mann und Frau werden und glücklich sein."

Rouvenat hatte entschieden, daß alle Leute, die mochten, das Sterbezimmer betreten durften, um die Leiche des toten Mannes mit Weihwasser zu besprengen. Lucile, von deren Anwesenheit der Hof noch keine Ahnung hatte, zog sich deshalb provisorisch in die Stube Rouvenat's zurück, wo sie für Alle unsichtbar blieb.

Als man Rouvenat die Vorgänge der Nacht erzählte, war sein erstes Wort: "Der Einbrecher, der Mörder Jacques Mellier's war sicher niemand Anderer als Joseph Parisel. Denken wir aber jetzt nicht an die Verbrecher, sondern nur an den Todten."

Und er begab sich nach Frémicourt und ordnete Alles für das Leichenbegängnis an, das am andern Tage um elf Uhr Vormittags stattfinden sollte. Er gab den Knechten und Tagelöhnern für diesen Tag Feiertag, da er sie alle um den Sarg ihres Herrn versammelt sehen wollte.

Nach dem Abendessen verließ Gertrud heimlich den Hof noch ehe die Thüre geschlossen wurden. Sie begab sich an die Hecke, wo sie sonst mit Franz Parisel zusammenzutreffen pflegte. Aber sie wartete vergebens bis gegen Elf. Da machte sie sich auf den Weg gegen Artemont und lief und lief, daß sie außer Athem kam und ihr der Schweiß von der Stirne rann, gegen zwei Stunden. Schon hatte sie Artemont fast erreicht, als sie vor sich auf der Straße einen dunklen Schatten sah, der bald erschien, bald hinter einem Baume oder im Graben verschwand.

Sie glaubte den Schatten zu erkennen und lief auf die Stelle zu, wo er zuletzt verschwunden war. Da hörte sie ihren Namen rufen und ein Mensch sprang aus dem Straßengraben in die Höhe. Es war der alte Parisel.

20.

Sie lief auf ihn zu und flüsterte wichtig und athemlos: "Ich habe bis um Elf auf Franz gewartet. Da er nicht kam, bin ich ihn suchen gegangen den weiten, weiten Weg. Wo ist er? Ich muß ihn sprechen!" — "Weiß ich, wo er ist?" brummte der alte Parisel. "Er ist gestern gar nicht heimgekommen, ich habe vergebens gewartet auf ihn. Was hast Du ihm zu sagen?" — "Etwas Wichtiges!" Sie bemerkte nicht, wie der Alte zitterte und wie seine Zähne klapperten. Er zog sie seitwärts, indem er sagte: "Komm, es ist nicht ratsam, auf der Straße zu sein." Sie gingen so stumm ein paar hundert Schritte querselbein. Da blieb Parisel stehen und sagte: "So, hier sind wir sicher. Was hast Du dem Franz zu melden, Mädel? Was geht auf dem Hofe vor?" — "Jacques Mellier ist todt," plähte Gertrud heraus. "Parisel schauderte heftig. "Todt!" leuchtete er. — "Ja. Gestern früh gegen acht Uhr ist er gestorben." — "Und, und...?" — "Nun, während Franz das Geld aus der Kasse nehmen wollte, muß der Herr erwacht sein, und Franz hat ihn dann natürlich gewürgt..." — "Ah! Sie meint, daß es Franz gewesen sei!" dachte Parisel. — "Nun, dann ist der Arzt gekommen und hat gesagt, von dem Bürger sei der Herr gestorben."

Parisel war blaß gewesen. Jetzt glückte er einem Todten. Gertrud fuhr eifrig fort: "Aber denken Sie sich das Glück, Jacques Mellier hat den Franz nicht erkannt! Man weiß nichts, man wird nie etwas wissen." — "Was sagst Du? Man hat keine Ahnung?" — "Nein, Franz kann ganz ruhig sein. Man hat gar keinen Verdacht auf ihn. Wie soll man je etwas erfahren? Mit dem frühesten Morgen schon habe ich den Riegel wieder vorgeschoben, so daß man nie herausbringen kann, wie jemand in's Haus gelangen konnte. Vor seinem Tode hat Jacques den Raubveruch erzählt, aber er konnte keinen Thäter nennen." — "Und Blanche? Und Blanche?" — "Die hat geschlafen. Sie erwachte erst auf das Geschrei des Alten. Und ehe sie das Licht anzünden konnte, war Franz bereits über alle Berge!" — "Das ist seltsam," dachte Parisel. "Sollte Franz... er wird sich gefürchtet haben, er wird den Lärm im Zimmer des Alten gehört haben und ist davongelaufen. Nicht hat er gehabt. Und er meint jetzt, ich sei erwürgt worden und ist deshalb nicht nach Artemont gekommen, sondern hat sich versteckt."

Gertrud fuhr fort: "Als die Gendarmen kamen, hat ihnen die Ransfell geantwortet." — "Die Gendarmen?" rief Parisel entsetzt. — "Ja, sie kamen verhören. Aber niemand wußte etwas und so mußten sie unverrichteter Dinge abziehen. Und ich, die Einzige, die Alles weiß, bin die Letzte, meinen Franz zu verrathen! Und da der Herr nicht Zeit gehabt hat, ein Testament zu machen, Herr Parisel, so sind Sie der Erbe des Seuillonhofes!"

Dem Alten funkelten die Augen vor Vergnügen. Er richtete sich hoch auf und athmete tief. "Jacques Mellier ist todt!" krächzte er wie berauscht. "Mir gehört jetzt der

Hof, mir gehört das ganze, ganze viele Geld!... Und nichts zu fürchten habe ich, gar nichts; Blanche weiß nichts, Mellier hat Niemanden genannt, so geht Alles gut. Der Teufel ist mit uns!... Apropos, was ist mit Rouvenat? Ist er wieder da?" — "Ja." — "Der wird freilich den Braten riechen, aber er ist gezwungen, den Mund zu halten. Und was kann er auch thun ohne Beweise? Der Hof ist mein!" — "Sie werden das Alles meinem Franz melden, nicht wahr, Herr Parisel?" — "Freilich. Bist ein braves Mädel, Gertrud. Will Dich nicht vergessen."

Sie schlug beschiden die Augen nieder und fing an, an ihrer Schürze zu zupfen, und flüsterte: "Herr Parisel, Sie wissen, was mir mein Franz versprochen hat?" — "Nichts weiß ich. Was hat er Dir denn versprochen?" — "Daß er mich heirathen wird, Herr Parisel."

Parisel grinste höhnisch. Aber er hütete sich, die Spionin seines Sohnes aus ihrem süßen Irrthum zu erwecken.

"Das geht den Franz an," sagte er. "Macht das mit einander aus." — "Sie werden also nichts dagegen haben, Herr Parisel?" — "Ich? fällt mir nicht ein! Mein Sohn ist sein eigener Herr!" — "O Sie lieber, Sie guter, Sie goldener Herr Parisel!" jubelte Gertrud, in Seligkeit schwimmend. — "Aber der Tag bricht an. Gie nach dem Hofe zurück, Gertrud, damit Niemand eine Ahnung habe, daß Du fort gewesen bist. Gehe an Deine Arbeit wie gewöhnlich, gib Acht auf jedes Wort und verrathe Dich nicht, hörst Du?" — "O, seien Sie ruhig, Herr Parisel, ich bin nicht so dumm, als ich aussehe!" — "Das ist auch ein Glück!... Also mache, daß Du fortkommst. Ich will mich zum Begräbniß meines theuren Vaters Mellier herrichten. Auf Wiedersehen im Hofe, Gertrud!"

Sie schieden, als der Himmel im Osten schon lichter wurde. Gertrud machte sich eilig heimwärts; aber nicht die Landstraße entlang, wo ihr hätten Leute begegnen können, sondern über Feldraine und Wiesen, ein beschwerlicher Weg voller Hindernisse, aber ein sicherer.

Der Tag brach vollends an. Die Sonne ging leuchtend auf an einem wolkenlosen Himmel. Gertrud war nur noch einen Kilometer vom Hofe entfernt. Sie ging jetzt auf einem Feldwege, der nach einem Steinbruche führte. Wie sie an den Rand dieses Steinbruchs kam, wehßte sie an?

Ohne Zweifel, um Athem zu schöpfen und den Schweiß von Stirn und Wangen zu wischen. Das Loch des Steinbruchs war tief und weit. Ohne an irgend etwas zu denken und ohne Neugierde neigte sich Gertrud über den Rand und schaute in die Tiefe.

Plötzlich taumelte sie zurück und stieß einen Schrei aus. Einen gellenden, schrillen, grauenhaften Schrei.

Ihr Antlitz war aschgrau, ihr Blick stier. Was hatte sie erblickt?

21.

Unten in der Tiefe lag ein Mensch, mit dem Gesichte nach unten, in einer großen Blutlache.

Athmete der Unglückliche noch? War er eine Leiche? Gertrud hatte Eile, nach dem Hofe zurückzukommen. Aber sie konnte nicht von der Stelle. Ein Gefühl ohne Namen zwang sie, an diesem Abgrunde zu bleiben. Eine schauerliche Neugierde bemächtigte sich ihrer. Vielleicht kannte sie den Verunglückten? Ein peinlicher, grausamer Instinkt zog sie in die Grube hinab.

Und dann war Gertrud ein Weib. Und das schlechteste, das härteste Weib fühlte den Drang, zu helfen.

Sie suchte am Rande der Tiefe den Pfad, der hinabführte; bald war sie unten angelangt. Sie stand jetzt neben dem Manne. An der Stirne, die man zum Theile sah, klappte eine entsetzliche Wunde. Er regte sich nicht mehr. Seine Mähe lag einige Schritte von ihm entfernt. Er trug ein kariertes Beinkleid und eine Wuschjackete.

Gertrud sah dieß Alles. Ein Blitz fuhr über ihr Gesicht und es war ihr, als werde ihr ein Messer in's Herz gestoßen. Sie stieß eine Art Gebrüll aus und stürzte auf den regungslosen Körper zu und schrie: "Franz! Franz!"

Sie wendete sein Antlitz nach oben. Die Berührung des Eisigen machte sie schauern. Das Gesicht war unkenntlich von Roth und Blut. Jetzt hatte sie den Muth, den Körper ganz umzuwenden. Dann wuschte sie mit ihrem Sackuche das Antlitz desselben ab. Nun war kein Zweifel mehr möglich. Es war in der That Franz Parisel, ihr Liebhaber, oder vielmehr sein Leichnam.

Sie starrte ihn einen Augenblick wie wahnsinnig an. Ihre Haare sträubten sich, sie konnte die Zähne nicht von einander bringen, ihre Augen, die so stier schauten wie die einer Wachsfigur, blieben trocken.

Endlich rang sich ein Heulen aus ihrer Brust, wie das eines Raubthiers, und sie warf sich auf den Leichnam und riß sich wimmernd und winselnd die Haare aus.

So glückte sie nicht mehr einem Weibe, sondern einer Furie. Wie war das Unglück geschehen?

Der ertappte Verbrecher, der feige, aber gläubige Bauer war vor der zornigen Drohung des "Gespenstes", für das er Lucile hielt, in wilder, wahnsinniger Angst geflohen, als ob die Hölle an seinen Fersen sei; blind setzte er über Hecken und Gräben, plötzlich wich Geröll und Lehm unter ihm, er stürzte in's Leere, kopfabwärts und in der Tiefe schlug sein Kopf an einen Stein, der ihm den Schädel vom linken Auge an bis zum Gehirnstamm spaltete, daß das Gehirn und Blut hervorquoll.

Dennoch war, wie später konstatirt wurde, der Tod nicht augenblicklich eingetreten; der schöne Franz mußte noch einige Zeit unter den entsetzlichsten Schmerzen gelebt haben, sein Todeskampf mußte grauenhaft gewesen sein.

Gertrud glaubte nicht an den Zufall dieses Todes. Zwei Stunden lang wälzte sie sich im bitterlichsten Jammer neben der Leiche. Dann erhob sie sich mit wildem Ausbruche. Eine wahnsinnige Idee zuckte durch ihr blödes Gehirn.

Sie bildete sich ein, der schöne Franz sei von seinem eigenen Vater in die Tiefe gestoßen worden, damit ihm dieser nicht die Hälfte des Erbtheiles geben müsse.

"Ah, der Schuft!" schrie sie. "Aber wart! Das sollst Du theuer bezahlen!"

Sie verließ den Leichnam, kletterte den Pfad in die Höhe und tauchte aus dem Steinbruche auf.

Jetzt betrachtete sie den Himmel.

Die Sonne stand schon hoch, es mußte schon gegen neun Uhr sein.

Ihre Abwesenheit mußte schon bemerkt worden sein. Man mußte entdeckt haben, daß sie die Nacht über außen gewesen sei. Man mußte daraus schließen, daß auch in der vorigen Nacht sie es gewesen sei, die das Thor geöffnet habe, daß sie die Mitschuldige des Einbrechers, des Mörders gewesen sei.

Sie konnte nicht mehr zurück. Und sie wollte es auch nicht mehr. Sie wollte nichts mehr. War ihr schöner Franz nicht todt? Sie begann im Zickzack über die Felder, durch die Büsche zu irren, klagend, jammernd, fluchend, manchmal erschöpft niedersinkend, sich aber immer wieder wie gekehrt aufrassend, immer vorwärts eilend und immer wieder an dieselbe Stelle zurückstehend.

So hatte sie die Todtenglocke von Frémicourt herüberklingen hören, wie das Begräbniß vor sich ging. Dann hatte sie das Mittaggläuten gehört.

Ihr langes Umherirren seit gestern Abend hatte gemacht, daß sie jetzt trotz ihres Jammers heftigen, wilden Hunger fühlte. Der Instinkt zog sie gegen die Landstraße, zu Menschen, zu Brod...

Und zur Rache. Sie mußte ihren Franz rächen an seinem Mörder, an seinem Vater. Rächen um jeden Preis!... In ihrem blöden Gehirn stritten Schmerz, Verzweiflung, Hunger und Rachsucht wie Raubthiere in einer Wildniß.

Da erblickte sie plötzlich vor sich auf der Landstraße zwei Gendarmen. Das Fieber der Verzweiflung hatte die Umherirrende ergriffen. Fast ohne zu wissen, was sie that, stürzte sie auf die beiden Reiter zu und schrie aus Leibeskräften: "Halt! Halt!..."

22.

Gegen zehn Uhr Vormittags hatten sich der Pfarrer von Frémicourt mit seinem Begräbnißgesolge und etwa hundert Männern und Frauen der Nachbarschaft im Seuillonhofe versammelt.

Während der Todtengebete wurden die Kerzen unter die Leidtragenden vertheilt, mit denen man den Sarg bis in die Kirche geleitete. In dem Augenblicke, wo der Zug sich im Hofe ordnete und die Träger im Begriffe standen, den Sarg an den zwei Stangen in die Höhe zu heben, erschien plötzlich Joseph Parisel auf dem Platze und nahm seine Stellung dicht hinter dem Sarge. In seiner linken Hand hatte er seinen Hut, von welchem ein breiter Flor herabwehte, in der andern Hand hielt er ein Sackuch, welches er an die Augen drückte.

Bei seinem Anblick wich Rouvenat zurück, wie vor einer giftigen Schlange. Der Zorn und der Abscheu schwellten ihm das Herz und drohten loszubringen. Aber er bezwang sich. Ueber dem Sarge seines alten Herrn sollte es kein Lärmen geben und keine Beschimpfung.

Auch Jean Renaud flüsterte Rouvenat zu: "Rouvenat, ich bewundere Deine Geduld!" — "Nicht wahr, diese Frechheit ist unerhört? Der Schurke glaubt sich sicher. Gewiß war Gertrud heute Nacht bei ihm und hat ihm berichtet, daß Jacques Mellier seinen Angreifer nicht erkannt habe. Der Heuchler! Wie er schluchzt!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Joseph Parisel hielt sich als nächster Verwandter des Verstorbenen dicht hinter dem Sarge.

Die Leute sprachen leise untereinander beim Gehen: "Aha, da ist der Vetter des Todten, der Vater des Franz; er wohnt in den Vogesen, weit von hier. Man wird ihn herbeirufen haben." — "Wie er weint!" — "Na, der Alte soll ja, wie man hört, ohne Testament gestorben sein; dann erbt er Alles. Hat gut weinen!" — "Ich kann doch nicht glauben, daß der alte Mellier gar nicht gesorgt haben sollte für seine Pflögechter! Und daß er sie so der Gnade dieser Erben preisgegeben haben sollte!" — "Na, 's ist ja Rouvenat da." — "Rouvenat! Jetzt, wo der alte Mellier nicht mehr ist, ist er wieder ein einfacher Diener, wie früher. Was kann der thun?"

Das Begräbniß nahm seinen ernstesten, traurigen Verlauf. Als man die letzte Scholle in die Grube geworfen hatte und den Kirchhof verließ, suchte Rouvenat mit den Augen Joseph Parisel. Er war verschwunden.

"Er ist fort," sagte ihm Jean Renaud. — "Ja, aber er wird bald wieder da sein." — "Er wird es nicht wagen." — "Parisel wagt Alles."

Rouvenat rief den Oberknecht.

"Jean," sagte er, "man muß auf Alles bedacht sein."

Die Luft ist schwer. Es wird ein Wetter geben noch vor Abend, man muß rasch einführen. Sage Mathias, Brunet und Simonin, daß sie dableiben sollen zur Arbeit. Simonin soll auch sein Weib und seine Tochter mitbringen."

Der Knecht vollzog den Auftrag. Die Arbeiter sagten: "Wir wollen nur unser Alltagsgewand anziehen und kommen dann gleich in den Hof."

Rouvenat und Jean Renaud gingen mit einander heim. Sie suchten Lucile und Blanche auf, welche sich im Zimmer Rouvenat's eingeschlossen hatten.

Eine Viertelstunde nach ihnen betrat Joseph Parisel den Hof.

Er fand Seraphine allein in der Halle. Er war blaß, trug aber die Nase hoch und schaute gebieterisch um sich. Zur Magd sagte er: "Ich werde mich im Zimmer des Verstorbenen einrichten, um dort an die übrigen Verwandten zu schreiben und ihnen den Tod unseres Vaters zu melden."

Seraphine stellte sich vor ihn, um ihm den Zugang zur Treppe zu wehren.

"Na, was soll das heißen?" machte Parisel, indem er die Magd von oben bis unten maß. — "Man darf nicht so mir nichts dir nichts in die Stube des seligen Herrn, Herr Parisel." — "Jetzt bin ich hier der Herr. Aus dem Wege!" — "Ich muß es jedenfalls vorher Herrn Rouvenat melden."

Joseph Parisel grinste höhnisch. "Herr Rouvenat hat hier gar nichts zu sagen!" — "Im Gegentheil, er ist der Einzige, der etwas zu sagen hat."

Joseph Parisel ballte die Fäuste. Aber er bezwang sich. "Ich will mich mit Dir nicht streiten; aber Du wirst bald genug bereuen, so fest gewesen zu sein. Uebrigens ist's mir recht, wenn Du mir Rouvenat holst. Ich habe ohnehin mit ihm zu reden."

Damit wollte er die Magd beiseite stoßen, um die Treppe hinaufzugehen. Sie aber ließ ihn nicht vorbei und schrie: "Sie kommen mir nicht hinauf!"

In diesem Augenblicke erschien Rouvenat auf den Lärm hin oben auf der Treppe und sah Joseph Parisel im Kampfe mit Seraphine. "Ich mußte es ja!" murmelte er. Dann sagte er laut: "Seraphine, lasse Herrn Parisel nur herauf."

Die Magd wich brummend zur Seite. Parisel stieg die Treppe hinan.

"Mit mir wollen Sie sprechen?" sagte Rouvenat droben. "Was wünschen Sie?" Mit diesen Worten hatte er die Stube Jacques Mellier's geöffnet. Sie traten ein.

Parisel begann: "Sie wissen wohl, daß ich der Haupterbe des Verstorbenen bin? Ich bin der einzige Verwandte, der nahe genug war, um von dem Todesfalle benachrichtigt werden zu können. Nun muß ich aber die übrigen Vetter davon benachrichtigen und dieselben herbeirufen. Wir sind im Ganzen drei Familienzweige, elf Erben. Ich allein aber bin einer der Zweige." — "Ich finde es überflüssig, Herr Parisel," sagte Rouvenat mit einer Stimme, die er vergebens ruhig zu machen suchte, "daß Sie die Herren herbeirufen wollen. Sie wohnen ja alle in ziemlich weiter Ferne. Wenn Sie übrigens für gut befinden, dieselben zu sich zu laden, so habe ich nichts dagegen zu sagen. Mich gehen Ihre Angelegenheiten nichts an." — "Bis zur Ankunft der Verwandten will ich mittlerweile hier die Siegel anlegen lassen." — "Mit welchem Rechte, Herr Parisel?"

— "Nun, mit dem Rechte eines Erben, Herr Rouvenat."

— "Eine Frage, Herr Parisel. Wissen Sie gewiß, daß Sie der Erbe des Herrn Jacques Mellier sind?"

Parisel schaute ihn verwirrt an. Dann aber sagte er zuversichtlich: "Als ich Vetter Mellier das letzte Mal sah, es ist noch nicht lange her... — "Vorgestern Nacht... — murmelte Rouvenat. — "Wie sagen Sie?" — "Nichts. Fahren Sie fort, Herr Parisel." — "Da hat er mich versichert, daß er kein Testament gemacht habe und daß er auch keines zu machen gedenke." — "Jacques Mellier hat wirklich kein Testament gemacht, Herr Parisel, obwohl er in den letzten Tagen die Absicht hatte. Der Tod hat ihn überrascht."

Der Erbe konnte einen Freudenschrei nicht unterdrücken.

"Ich muß Ihnen sogar sagen, Herr Parisel, wenn Ihnen das Vergnügen macht, daß ich Jacques Mellier stets abgeredet habe, ein Testament zu Gunsten von Blanche Renaud, meinem Pathekinde, zu machen." — "Wie? Sie haben das gethan, Sie?" rief Parisel verblüfft. — "Mein Gott, ja, Herr Parisel, das habe ich gethan." — "O Herr Rouvenat, Sie sind ein Ehrenmann, wirklich, ein Ehrenmann!"

Und er hatte die Kühnheit, Rouvenat die Hand entgegenzustrecken, der aber die seinige ruhig am Rücken ließ.

"Denn sehen Sie, Herr Parisel, ich war stets überzeugt, daß Jacques Mellier, dessen Faktotum ich war, gar nicht nöthig habe, ein Testament zu machen."

Parisel war ganz berauscht. "Herr Rouvenat," rief er, "ich habe die Absicht, den Scullionhof zu behalten, Sie sollen darin Ihr Leben beschließen!" — "Das hoffe ich."

— "Und was Ramsell Blanche betrifft... Mein Franz ist in sie vernarrt; die Beiden sollen ein Paar werden!... Alles geht prächtig, ich bin endlich am Ziele! Ich bin reich, reich und der Scullionhof gehört mir!!"

Da öffnete sich rasch die Thüre des Kabinetts und Lucile erschien auf der Schwelle, streng und ernst. Sie trat langsam vor und sagte mit klingender Stimme: "Ich möchte doch wissen, Herr Joseph Parisel, wie Sie zu dem Scullionhose kämen?..."

(Schluß folgt.)

Lady Hamilton.

(Bild S. 289.)

Unser Bild, eines der schönsten englischen Porträts, stellt eine berühmte englische Schönheit dar, nämlich jene romantische und geistvolle Abenteuerin, welche vom Dienstmädchen — Emma Hart — war ihr Name — zur Gattin des englischen Gesandten Sir William Hamilton in Neapel sich aufschwang und in dem gesellschaftlichen Leben der Vornehmsten der damaligen Zeit (1791 bis 1805) eine bedeutende Rolle spielte. Die Lady Hamilton, welche die Kunst der Attitüde, des lebenden Bildes jagte, erfand, hat sich hier in einer dieser Attitüden als Bacchantin durch einen berühmten Meister malen lassen. Dieß Bild läßt die wunderbare, berückende Anziehungskraft, welche die schöne Frau besaß — es zog später auch den bekannten Seehelden Nelson in seine Reize — vollkommen begreifen.

Cromwell vor dem Bildniß Karl I.

(Bild S. 293.)

Oliver Cromwell, der bekannte Protektor der vereinigten Republiken England, Schottland und Irland, im Jahr 1599 zu Huntingdon geboren, war ein rauher, aber charakterfester und ehrenwerther Mann, welchen Gefühlen war er jedoch nicht zugänglich. Er war streng religiös, eine willensstarke Feldherrnatur und dabei ein kluger Politiker. Das brachte ihn vom unbedeutenden Grundbesitzer von wenig hohem Adel zur höchsten Stufe als Lenker der Geschicke seines Landes, und sein Wirken hier machte ihn zu einer weltgeschichtlichen Person. Der charakterschwache, hinterlistige und leichtsinnige König Karl I., welcher den Forderungen des Volkes nach einer freieitlichen Gestaltung namentlich der religiösen Verhältnisse nicht nachgeben wollte, sah bald in Cromwell seinen gewaltigsten Gegner. Zuerst war wollte Cromwell den schwachen König retten, indem er ihm vorzuschlug, dem Oberbefehl zu entsagen und ohne die Zustimmung der Volksvertretung keine Minister zu ernennen. Karl aber ward in der Schlacht bei Naseby geschlagen und seine Briefschaften fielen in die Hände des Parlamentsherren; daraus erlah man, daß er gegen sein eigenes Volk beim Auslande Hilfe gesucht habe. Dazu kam noch, daß er sich äußerte, als Dank für Cromwell's etwaige Rettung für diesen einen hülflosen Strich zu haben. Jetzt gab Cromwell den König auf. Die Hand auf dem Schwert trat er vor das Parlament und verlangte, daß dieses allein das Land rette und regiere. Dieß stimmte zu, und nun listete Karl Aufstände an, Cromwell warf diese nieder und das Heer verlangte, den König vor Gericht zu stellen. Das Parlament wollte jedoch auch jetzt noch mit dem König unterhandeln, um Frieden herbeizuführen; Cromwell aber, der den König kannte und wußte, daß, solange dieser nicht unschuldig gemacht, das Land nicht zur Ruhe kommen würde, bewirkte, daß ein Kriegsrath das Parlament zwang, gegen den König vorzugehen. Die Volksouveränität wurde proklamirt, ein hoher, streng puritanischer Gerichtshof eingesetzt und der König von diesem zum Tode verurtheilt und (1648) hingerichtet.

Unsere Illustration zeigt den mächtigen Protektor vor dem Bildniß des hingerichteten Königs. Heitere, leichte Gedanken sind es nicht, die des gewaltigen Mannes Seele bewegen, der strenge Puritaner, der in jedem seiner Erfolge Gottes Huld und Leitung erblickte, sieht sehr ernst und düster aus. Vor ihm liegt noch eine Zeit der schweren Kämpfe, und die ganze Schwere der Regierung, welche er der Hand dieses Königs entwand, lastet jetzt auf seinen Schultern, und diese Bürde ist groß. Es ist ein stimmungsvolles, ergreifendes Bild, das der Maler uns hier vorführt.

Das Escaroussel.

(Bild S. 296.)

Die Jugend ist erfinderisch, besonders wenn es ihre Spiele betrifft. Hierbei ahmen die Kleinen Alles nach, was sie gesehen haben, Ernst und Scherz. Sie spielen Begräbniß und Rindlaufe, Janz und Hochzeit, König und Kunstreiterei mit demselben Eifer in der gleichen Viertelstunde, sie kopiren die große Welt auf ihre kindliche Weise höchst unvollkommen und doch sehr treffend, deshalb ist es so ergötzlich, den spielenden Kindern zuzuschauen.

Auf unserem Bilde haben die Buben sich ein Escaroussel auf dem Erbe hergestellt; das Modell hat ihnen der Jahrmarkt gegeben. Die Mechanik ist überaus einfach und doch gut, Bequemlichkeit und Luxus ist nicht viel vorhanden. Der Sitz, ein Stück Eis, muß doch recht kühl sein, wenn es auch noch so schnell gleitet. Das scheint aber der Kleine nicht zu merken, denn er fährt herum, daß es nur so jauchzt, und wird so leicht den kühlen Platz nicht räumen. So macht die Jugend auch den strengen Winter sich unterthan, er muß ihrem Vergnügen dienen.

Aus der Popszeit.

"Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison zur Zeit Friedrich des Großen" (Berlin, Mittler's Sort.) bringt die Berliner Zeitschrift "Der Bär" einige ergötzliche Proben: "Das erste Bataillon" — lautet ein Befehl vom 19. Mai 1752 — "mit leinenen Hosen und weißen Stiefelchen, auch gut gepudert. Das zweite Bataillon mit schwarzen Stiefelchen und tugenden Hosen. Diese sind nicht gepudert. Daß keiner besoffen kommt, bei Gassen laufen." Ein anderer Befehl vom 25. April 1780: "Einige Herrn Officiere und die meisten Unterofficiere vom Regiment müssen sich durchaus abgewöhnen, wenn sie Züge führen, daß sie nicht so viel mit die Hände wehen. Die Herrn Officiere, so heute gewehet haben, möchten sich selbst corrigiren und ins Künftige sich bessern."

Die Civilpraxis der Militärärzte war zu jener Zeit weit beschränkter als heutzutage, wie aus dem Befehl vom 1. August 1754 hervorgeht: "Das Gouvernement läßt auf das Schärffte verbieten, daß die Regiments- und Compagnie-Feldscheere sich nicht unterziehen sollen, Civilpersonen und Leute vom Bürgerstande in die Cour zu nehmen."

Vor Beginn des siebenjährigen Krieges, datirt den 9. Oktober 1754, existirt ein Befehl des Königs, der zeigt, wie besorgt der

selbe um die Gesundheit seiner Armee war: "Es haben Ihre Königl. Majestät ein Recept vor Hämorrhoidalische Zufälle an die Regimenter geschickt, welches die Regimentsfeldscheere practiciren sollen."

Der Wachdienst zur Zeit Friedrich des Großen wurde überaus streng gehandhabt, er galt — und ich füge hinzu, gilt nicht mit Unrecht noch heute — als ein vorzügliches Mittel, den Soldaten für den Krieg auszubilden. In damaliger Zeit hatte derselbe auch noch die Aufrechterhaltung der polizeilichen Ordnung zu bewirken und die Garnison (in der Armee dienten 80,000 Ausländer) am Desertiren zu verhindern.

Trotz aller Strenge kamen damals wie heute dennoch Wachvergehen vor, das beweisen die nachstehenden Befehle. Vom 17. November 1752: "Die Schuttmachen sollen die Schilderhäuser nicht nach dem Winde drehen, sondern sie gerade stehen lassen." Ferner: "Der Galfactor soll allens an die Säune und Schilderhäuser abwaschen, was darin gemalen ist, monach die du jour sehen sollen." Vom 4. April 1781: "Die Officiere sollen auf den Wachten nicht schreien, wenn Klage einläuft, kommt der Officier vier Wochen auf den weißen Saal." — "Wenn Damens von Condition ein- und ausspaziren, sollen sie dem Grafen Haad gemeldet werden." — "Auf königliche Ordre wird hart verboten, daß die Wachten keinen fremden Betteljuden hereinlassen sollen." Am 10. März 1783 heißt es: "Die Unterofficiere auf den Wachten nebst dem Gefreiten und Schildergästen müssen sehr genau Acht haben auf die großen Frauenzimmer, damit sich kein Soldat verkleidet herauschleicht." Hiedurch mögen Damen von hohem Wache nicht selten arg gedüngelt worden sein. Am 7. Oktober 1751 heißt es: "Wenn Lärm oder Schlägereien in den Gassen und Wirthshäusern vorkommen, so sollen die Patrouillen allens arrestiren, und wenn auch des Prinzen von Preußen Domestiques mit dabei wären." Zur Aufrechterhaltung der Disziplin bestand noch das Spiekruthen- oder Gassenlaufen. Der Schuttdige mußte mit entblößtem Rücken durch die aufgestellte Gasse seiner Kameraden gehen, deren jeder, mit einer Ruthe versehen, dem Vorübergehenden einen Hieb gab. Das geschah bei Trommel- und Pfeifenklang, dessen Melodie die Soldaten den Text untergelegt hatten:

"Darum bist du fortgelaufen,
Darum mußt du Gassen laufen,
Darum bist du hier!"

Ein Befehl vom 12. März 1783 lautet: "Die 2 Schuttmachen, so gestern Abend von 6—7 vor Prinz Heinrich's Palais standen, sollen in Arrest und morgen mahl Gassen laufen, weil sie statt vorne hinten sich aufgehoben." Ein anderer vom 31. Januar 1781 lautet: "Morgen ist Execution über den Grenadier Russa des Capitain von Jenge Compagnie, weil er sich hat den Hals abschneiden wollen. Er läuft 16 mahl Spiekruthen in 2 Tagen." Der Lebensmüde hat dadurch gewiß das Zeitliche geegnet. Hier sei bemerkt, wie man Soldaten, welche entweichender Verbrechen wegen aus der Armee gestochen wurde, brandmarkte, um sich gegen den Wiedereintritt solcher Leute zu sichern. Ein Befehl vom 21. Januar 1754 sagt hierüber: "Wenn die Regimenter Leute wegzogen, so sie ein S auf die Hand brennen lassen, so soll solches tief eingeschlagen werden, und dann sollen sie noch einige Tage sitzen, damit sie es nicht können wieder ausmachen und sich in der Armee wieder anwerben lassen." Eine besondere Industrie der alten Soldaten war es, die Hunde vornehmer Leute zu fressen, und dann dieselben gegen eine gute Belohnung wiederzubringen oder sie als Braten zu verzehren, wozu die damaligen fetten Mäpfe vielleicht auch ganz verlockend waren. Die verloren gegangenen oder rectius gestohlenen Hunde wurden daher immer mittelst Parolebefehls zurückverlangt und schienen sich auf diese Weise auch stets eingefunden zu haben, denn der Befehl vom 14. Juli 1712 lautet: "Es ist Ihrer Durchlaucht dem Herzog von Holstein ein königlicher Hund weggenommen, über und über gelb, auf dem Kopfe aber einen weißen Strich. Wer davon Wissenschaft hat und es bei Ihrer Durchlaucht anzeigt, soll eine gute Recompense haben." Am 23. Juli 1701 heißt es: "Parole ist Schwedt. Es ist Ihrer Hoheit dem Markgrafen Carl ein königliches Windspiel weggenommen, gelb von Couleur." Auch die königliche Mutter und die Prinzessinnen scheinen Hunde gehabt zu haben; wenigstens erwähnen die Parolebefehle mehrmals weggenommener Bologneser Hündchen, der Prinzessin Heinrichen und verschwundener Mäpfe der königlichen Mutter. Bekannt ist, daß Friedrich der Große seine Hunde so bereichte, daß sie von den Lakaien "Sie" genannt werden mußten ("Vicht, seien Sie doch artig!" oder "Altenne, bellen Sie nicht!") und daß, wenn dieselben zur Karnevalszeit in einer jechspännigen Kutsche nach Berlin fuhren, der Lakai allemal auf dem Rücksitz Platz nehmen mußte, während die Windspiele den Vorderitz einnahmen.

Humoristische Blätter.

Anekdoten und Wiße.

Einem Arzte wird vom Diener ein Patient gemeldet — ein reicher Fils, der in der Stadt ebenso sehr wegen seiner Frechheit als wegen seiner Vergeßlichkeit betriebs zu leiden. Der Zahlungen verrufen war. Der Doktor läßt den Kunden eintreten und rückt den Stuhl desselben so, daß sein Kopf auf ein wohlprapariertes, in der Ecke des Zimmers aufgeschultes Stelc fallen muß.

"Ah," ruft der Patient etwas verblüfft, "ein Gerippe?"
"Ja wohl, verehrter Herr! Einer meiner verstorbenen Patienten! Hat aber nie Honorar gezahlt, und da habe ich mir das Gerippe von der Familie ausgelassen müssen!"
"Ich werde wiederkommen!... Adieu, Herr Sanitätsrath!"

Romische Anzeigen.

Ich fordere den Tagelöhner Seiz auf, seinen Aufenthaltsort anzuzeigen, um mit ihm wegen der Theilung seiner verstorbenen Mutter zu verhandeln. — Ein Bierkeller ist wegen Alterschwäche zu vermieten. — Fünf Thaler Belohnung Demjenigen, der mir den Verbleib meines am 24. d. M. abhanden gekommenen Hundes so anzeigt, daß ich denselben gerichtlich belangen kann. — Vom 1. Juli ab wohne ich mir gegenüber und bitte auch da um gütigen Zuspruch. — Ein englischer Hühnerhund ist wegen Eintritt zum Militär zu verkaufen.

